1,– DM / Band 17

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

JASON DARK

Dr. Satanos

Abgeschlossener Roman Printed in Western Germany



Dr. Satanos

Gespenster Krimi Nr. 17

von Jason Dark

erschienen am 08.01.1974

Titelbild von Badia Camps

Sinclair Crew

Dr. Satanos

Mitternacht!

Dumpf hallten die zwölf Schläge der alten Kirchturmuhr über das Land.

Alwine Jackson trat fester in die Pedale. Sie kam aus dem Nachbardorf von einer Geburtstagsfeier ihrer Schwester. Der Strahl der Fahrradlampe war der einzige Lichtfleck auf der holprigen Landstraße.

Trotz der kühlen Luft schwitzte Alwine Jackson. Sie schwitzte vor Angst. Um Mitternacht hatte sie immer Angst, draußen zu sein. Vor allen Dingen jetzt, wo der Herbst begann und sich der Nebel über das Land legte.

Fast hätte sie den Karton überfahren. Er lag mitten auf der Straße. Alwine Jackson bremste. Die Neugier besiegte ihre Angst. Die Frau legte das Fahrrad in den Straßengraben und hob den Karton auf.

Er war nicht sehr schwer. Alwine hielt ihn schräg. Etwas schlug gegen die Seitenwand des Kartons.

Alwine Jackson hielt es nicht mehr aus. Mit zitternden Fingern riß sie die Streifen los, die quer über den Karton geklebt waren.

Vorsichtig hob sie den Deckel ab.

Ihr gellender Schrei zerfetzte die nächtliche Stille. In dem Karton lag ein Kopf.

Wie ein Stück glühendes Eisen ließ Alwine Jackson den Karton fallen.

Er prallte mit einer Kante auf die Erde, kippte um, und der Kopf rollte heraus.

Es war ein Männerkopf.

Aber darauf achtete Alwine Jackson schon nicht mehr. Sie hatte bereits ihr Fahrrad geschnappt, sich in den Sattel geschwungen und fuhr, so schnell es die holprige Straße erlaubte, in Richtung Blyton, ihrem Heimatdorf.

Alwine Jackson bremste erst vor dem Haus des Konstablers. Hastig drückte sie auf den altmodischen Klingelknopf.

Sie mußte dreimal läuten, ehe sich im Haus etwas rührte.

»Verdammt noch mal!« fluchte eine tiefe Stimme. »Wissen Sie eigentlich, wie spät wir es haben?«

Schritte näherten sich der Haustür.

Sekunden später starrte Alwine Jackson in das rosige Gesicht von Konstabler Brown.

»Was wollen Sie…?«

Alwine Jackson unterbrach den Beamten mitten im Satz. »Kommen Sie schnell, Konstabler«, japste sie. »Ich – ich – ich habe einen… Kopf gefunden.«

Die buschigen Augenbrauen des Konstablers zogen sich zusammen. »Spinnen Sie?«

»Nein!« schrie die Jackson, die im Dorf als alte Jungfer verschrien war. »Auf der Landstraße, ein Kopf… Er – er lag in einem Karton. Ich habe ihn selbst aufgemacht. Ich…«

Konstabler Brown kam die Sache komisch vor. »Sie haben doch nicht etwa getrunken, Miss Jackson?«

»Nein!« schrie die Jackson los. »Kommen Sie. Los.«

Durch ihr Geschrei waren mittlerweile auch einige Anwohner wach geworden. Beschwerden wurden laut. Und die gaben bei Konstabler Brown schließlich den Ausschlag.

»Also, gut. Ich ziehe mir eben was über. Aber wenn das nicht stimmt, Miss Jackson…«

Die weiteren Worte ließ er unausgesprochen.

Alwine Jackson lehnte sich gegen die Hauswand. Ihre Knie zitterten wie Pudding. Kalter Angstschweiß lag auf ihrer Stirn. Ihre blutleeren Lippen brabbelten unverständliches Zeug.

Drei Minuten später war Konstabler Brown fertig. Er mußte nur noch sein Fahrrad holen.

»Ich – ich… fahre aber nicht noch mal mit zurück«, sagte Alwine Jackson bestimmt. »Keine zehn Pferde kriegen mich je wieder an diese Stelle.«

»Sie müssen«, erwiderte Brown nun knapp. »Denken Sie, ich suche

eine halbe Stunde, bis ich Ihren komischen Kopf finde?«

Es gab noch einiges Hin und Her. Schließlich erklärte sich die Jackson bereit, doch mitzufahren.

Auf der Fahrt schwiegen die beiden. Nur der Konstabler brummte manchmal einen Fluch vor sich hin. In Gedanken malte er sich aus, was geschehen würde, wenn die Alte ihn angelogen haben sollte.

Alwine Jackson, die etwas vorfuhr, stoppte plötzlich. Sie sprang vom Rad und deutete mit einer Hand nach vorn. »Da, hinter der nächsten Kurve ist es. Ich fahre nicht mehr weiter.«

Konstabler Brown, der auch zwangsläufig gehalten hatte, stieg wieder in den Sattel. »Ist gut, Miss Jackson. Aber warten Sie hier auf mich.«

Die Jackson gab keine Antwort. Sie drehte ihr Rad schon wieder in Richtung Blyton.

Brown fuhr noch einige Meter und lehnte sein Fahrrad dann gegen einen Baumstamm. Den Rest wollte er zu Fuß gehen. Er schaltete die starke Taschenlampe ein, die er vorsorglich mitgenommen hatte.

Der Strahl geisterte über die Straße, erfaßte den Karton.

»Hat die Alte doch recht gehabt«, murmelte Brown.

Ein unbehagliches Gefühl überkam ihn.

Brown blieb neben dem Karton stehen. Er leuchtete ihn genau aus. Einige Haare glänzten im Licht der Lampe.

Aber, zum Teufel, wo war der Kopf?

Konstabler Brown hob die Lampe an, schwenkte sie langsam zum Rand der Straße hinüber…

Plötzlich sträubten sich ihm die Nackenhaare.

Ein männlicher Schädel lag im grellen Licht der Lampe.

»Au, verdammt«, flüsterte Brown.

Mit eckigen Bewegungen näherte er sich seinem grausigen Fund. Zwangsläufig sah sich Konstabler Brown den Kopf genauer an.

Ein Meister seines Fachs mußte hier an der Arbeit gewesen sein. Mit einem fast klassisch zu nennenden Schnitt waren Kopf und Körper voneinander getrennt worden.

Wie mit einem Schwert. Oder einer Guillotine!

Konstabler Brown merkte gar nicht, wie er zitterte. Was er jetzt tat, war ihm gar nicht mehr richtig bewußt.

Brown lief zurück, holte den Karton und legte ihn so auf die Erde, daß er den Schädel mit dem Fuß hineinstoßen konnte. Dann setzte er den Deckel auf und klemmte den Karton hinten auf dem Gepäckträger fest.

Alwine Jackson hatte erst gar nicht mehr gewartet. Sie war wie von Furien gehetzt in das Dorf gefahren.

Das tat Konstabler Brown allerdings jetzt auch.

Als er vor seinem Office ankam, wagte er es nicht, den Karton vom

Gepäckträger zu nehmen. Er fuhr mit seinem Fund in den Stall, wo er sein Fahrrad immer abstellte. Dann erst lief er ins Haus. Mary, seine Frau, war wach geblieben.

»Was war los, Jim?«

Brown mußte erst einen dreifachen Whisky trinken, ehe er antworten konnte.

Doch dann flossen ihm die Worte wie Wasser über die Lippen.

Mary Brown war bei der Erzählung ihres Mannes immer bleicher geworden. Nur mit Mühe unterdrückte sie ein Schluchzen. Sie hatte die rechte Hand auf den Mund gepreßt.

Als Konstabler Brown fertig, war, klebten seine Sachen am Körper. Die Geschichte hatte ihn mehr mitgenommen, als er sich eingestehen wollte.

»Was hältst du davon, Mary?« fragte er seine Frau.

Mary Brown setzte dreimal an, ehe sie antworten konnte. »Das – das… war… Dr. Satanos…«

***

Wild schäumte die Brandung gegen die Klippen der englischen Südwestküste. Hier in Cornwall schien die Zeit stehengeblieben zu sein. Jahrhundertealte Tradition hatte dem Fortschritt getrotzt.

Hinter den steil aufragenden Klippen begann das weite Land. Vereinzelt lagen die Dörfer in der großen Ebene. Die Menschen, die hier lebten, glaubten noch an Geister und Gespenster. Hexen und Dämonen spielten in ihrem Lebensalltag eine Rolle. Alte Sagen und Legenden wurden von Generation zu Generation übertragen.

Zwischen den Klippen lag das Schloß. Niemand konnte sagen, wann es gebaut worden war, doch die Vergangenheit dieses Schlosses kannte jeder.

Es war eine blutige Vergangenheit. Keiner der Besitzer war eines natürlichen Todes gestorben.

Und so ging die Sage um, daß diese Toten niemals Ruhe finden konnten, daß sie um Mitternacht aus ihren Sarkophagen stiegen und unstet durch die Gegend irrten.

Tatsache war, daß das Schloß vor drei Jahren den Besitzer gewechselt hatte. Ein Ausländer hatte es gekauft. Niemand in den Dörfern kannte seinen Namen, kaum einer hatte ihn je zu Gesicht bekommen, und die, die ihn gesehen hatten, erzählten schreckliche Dinge.

Die Leute gaben dem Besitzer des Schlosses einen Namen.

Dr. Satanos!

Niemand traute sich auch nur in die Nähe des Schlosses. Ein junger Mann aus Blyton hatte es einmal versucht. Er war von den Klippen ins Meer gestürzt. Fischer hatten seinen zerschmetterten Körper gefunden.

Von nun an ließ man das Schloß in Ruhe.
Und so kam es, daß dieser Dr. Satanos ungestört seine grausamen Forschungen durchführen konnte.
Über Jahre hindurch, bis zum schrecklichen Ende. Als die Menschen in Cornwall dies begriffen, war es fast zu spät…
In dem großen Raum herrschte eine bedrückende Stille. Dicke, bis zum Boden reichende Vorhänge waren vor die Fenster gezogen worden. Auf dem großen, runden Eichentisch brannte ein Leuchter mit fünf Kerzen.
Der Schein fiel auf einen Mann, der in einem Sessel mit hoher Rückenlehne saß und ein Buch las.
Der Mann war Dr. Satanos!
Er war ein großer, hagerer Typ mit schwarzen, straff zurückgekämmten Haaren. Die hochstehenden Wangenknochen ließen auf slawische Abstammung schließen. Am bemerkenswertesten waren die Augen des Mannes. Sie waren fast schwarz, und manchmal glühten sie in einem satanischen Feuer. Dr. Satanos besaß keine Augenbrauen, und das verlieh seinem Gesicht einen noch dämonischeren Zug.
Irgendwo in dem großen Schloß ging eine Tür.
Dr. Satanos ließ das Buch sinken und wartete gespannt ab.
Schritte klangen auf.
Dann ging die schwere Tür zu Dr. Satanos' Arbeitszimmer.
Ein Krüppel betrat den Raum. Sein Atem ging keuchend, und aus seinen Mundwinkeln troff Speichel.
In demütiger Haltung blieb der Krüppel vor seinem Herrn stehen.
»Was gibt es, Tom?« Dr. Satanos' Stimme klang spröde.
Tom zuckte zurück. Seine langen Arme mit den übergroßen Händen zuckten. Er duckte sich tiefer.
Dadurch kam der Höcker auf seinem Rücken noch mehr zur Geltung.
»Ich warte auf eine Antwort, Tom.«
»Ich habe ihn verloren, Herr!« stieß Tom abgehackt hervor.
Dr. Satanos atmete scharf aus. »Wen hast du verloren?«
Tom zögerte mit der Antwort. Er kroch noch mehr in sich zusammen. »Den Kopf, Herr.«
»Was?« Satanos sprang auf. Das Buch, in dem er gelesen hatte, fiel auf den Boden. Mit schnellen Schritten eilte Satanos zu dem großen Schrank, der außer Büchern auch noch einige andere Sachen enthielt.
Ruckartig riß er die Schranktür auf. Seine Hände griffen in ein bestimmtes Fach.
Als Satanos herumfuhr, hielt er eine kurzstielige Peitsche in der Rechten.
Langsam glitt Satanos auf Tom, seinen Diener, zu.
»Nicht schlagen, Herr!« wimmerte Tom. »Nicht schlagen, bitte!« Der Krüppel wich zurück, bis er mit seinem Höcker gegen die Wand stieß.

Satanos hob die Peitsche. Dann schlug er zu.

Das geflochtene Leder der Schnur fetzte Tom die Kleidung vom Leib, riß ihm die Haut auf. Auf allen vieren versuchte der Krüppel davonzukriechen. Satanos trieb ihn erbarmungslos vor sich her.

Ganz plötzlich hörte er auf zu schlagen. Wimmernd und aus mehreren Wunden blutend lag Tom am Boden.

Satanos stieß ihn mit dem Fuß an. »Komm hoch!«

Tom schaffte es nicht aus eigener Kraft. Kalt lächelnd sah Satanos zu, wie er immer wieder zusammenbrach.

Mit einem flehenden Ausdruck in den Augen blickte Tom zu seinem Herrn auf.

»Gnade«, flüsterte er. »Gnade. Ich werde alles wiedergutmachen.«

»Das hoffe ich in deinem Sinne«, zischte Satanos. »So, und nun berichte.«

»Ich – ich… weiß nicht, wie es gekommen ist, Herr. Ich fuhr… und plötzlich… Ich habe es erst hinterher gemerkt, daß der Kopf weg war. Ich kann nichts dafür«, greinte Tom.

»Was hast du dann gemacht?«

»Ich bin vom Moor aus zurückgefahren. Die ganze Strecke. Ich habe überall gesucht, im Straßengraben, in den Gebüschen, überall. Der Kopf war weg.«

Satanos' Augen zogen sich drohend zusammen. »Das gibt es nicht. Der Kopf muß da sein. Oder jemand hat ihn gefunden.«

Satanos merkte, wie Tom bei seinen Worten zusammenzuckte.

»Was ist? Verschweigst du mir etwas?« fragte er drohend.

»Ich habe eine alte Frau gesehen. Sie fuhr nach Blyton. Ich stand im Gebüsch. Sie saß auf dem Fahrrad und fuhr sehr schnell. Ich konnte nicht erkennen, ob…«

»Kennst du die Frau?«

Tom nickte heftig. »Ja. Ich habe sie schon ein paarmal in dem Dorf gesehen. Ich weiß auch, wo sie wohnt.«

Dr. Satanos überlegte. Sollte diese Frau den Kopf mitgenommen haben? Unwahrscheinlich, denn diese Leute hatten mehr Angst als Vaterlandsliebe. Trotzdem, er durfte auch diese Möglichkeit nicht ausschließen.

»Was hast du noch gesehen, Tom?«

»Nichts, Herr. Nichts.«

»Gut.« Satanos hatte sich entschlossen. »Fahre in das Dorf, und statte der Frau einen Besuch ab. Sofort. Ich muß den Kopf wiederhaben. Oder besser noch, versenke ihn im Moor. Du kennst ja die Stelle.«

»Ja, Herr.«

Toms Augen leuchteten. Sein Herr hatte ihm wieder verziehen. O ja, er würde sich schon darum kümmern. Sein Herr sollte mit ihm zufrieden sein.

Tom rappelte sich auf. Er spürte nicht mehr die Schmerzen, die ihm die Peitschenhiebe zugefügt hatten.
»Geh jetzt!« klirrte Satanos’ Stimme.
Tom schlich hinaus.
Dr. Satanos sah ihm nachdenklich hinterher. Er hatte plötzlich ein ungutes Gefühl. Er befürchtete Schwierigkeiten, großen Ärger.
»Ich werde meine Arbeiten forcieren«, murmelte Satanos vor sich hin. Dann verließ er sein Arbeitszimmer. Eine der Kerzen nahm er mit.
Satanos ging über den langen, mit Steinplatten ausgelegten Flur. Links an der Wand hing in Reih und Glied die Ahnengalerie der früheren Besitzer des Schlosses.
Satanos ging schneller. Er wollte in den Keller. Dort hatte er sein Labor eingerichtet.
Eine Steintreppe führte in die unteren Gewölbe.
Satanos schaltete das Licht ein. Er hatte diesen Teil des Schlosses mit Elektrizität ausgerüstet.
Aus seiner Jacke zog Dr. Satanos ein Schlüsselbund. Bevor er die schwere Holztür aufschloß, blies er die Kerze aus und stellte sie in ein Regal.
Knarrend öffnete sich die schwere Tür.
Satanos schlüpfte in den dahinterliegenden Raum. Auch hier machte er Licht.
Leuchtstoffröhren flackerten auf.
Ihr grelles Licht riß ein schreckliches Bild aus der Dunkelheit. Der Raum war vollgestopft mit physikalischen Geräten. Und dazwischen stand ein viereckiger Holztisch. Auf dem Tisch stand eine Glaswanne, angefüllt mit einer gallertartigen Flüssigkeit.
In dieser Flüssigkeit schwamm ein Kopf!
Bewundernd betrachtete Satanos sein Werk. Dann zog er seine Jacke aus und schlüpfte in einen weißen Labormantel. Anschließend streifte sich Satanos zwei Gummihandschuhe über die Finger.
Er tauchte beide Hände in die Glaswanne mit der Flüssigkeit. Vorsichtig faßte er den Kopf, hob ihn aus der Wanne. Satanos ging einige Schritte zur Seite, erreichte eine Konsole und setzte den Kopf auf ein Drahtgestell. »So«, murmelte er. »Jetzt werden wir sehen, ob ich endlich Erfolg habe.«
Der Kopf war kahlgeschoren. Satanos nahm zwei Kabel und schloß sie an verschiedenen Stellen des Schädels an. Die Kabel führten zu einem Meßgerät, das der unheimliche Wissenschaftler jetzt einschaltete. Leises Summen drang durch den Raum. Satanos nahm den Kopf und setzte ihn auf eine Art Metallzylinder, dessen Inneres mit Spulen und Kondensatoren gefüllt war. Ein kleines Kabel mußte als Verbindung zwischen Kopf und Metallzylinder herhalten.
Der Stromkreis war geschlossen. Voller Zufriedenheit betrachtete Dr.

Satanos sein grausiges Werk.
Dann schaltete Satanos eine leistungsstarke Hochspannungskonsole ein.
Die Röhren liefen warm, begannen zu glühen. Hochspannung wurde erzeugt.
Satanos' Augen funkelten. Seine Fingernägel gruben sich in die Handballen. Eine nie gekannte Erregung hatte den Mann gepackt.
Das Summen steigerte sich, erfüllte jetzt den gesamten Raum.
Satanos löschte das Licht, nahm statt dessen eine Taschenlampe, leuchtete den Kopf an.
Dr. Satanos wartete. Eine Minute, zwei Minuten.
Würde das Experiment gelingen?
Gespannt blickte Satanos auf den kleinen Monitor eines Oszillographen, der Gehirnströme aufzeichnete.
Noch war die grüne Fläche leer.
Satanos schaltete eine Stufe höher, ging bis an die Grenzen der Belastungsfähigkeit.
Lichtblitze zuckten. Die ganze Luft in dem Labor schien plötzlich elektrisch aufgeladen zu sein.
Immer wieder blickte Satanos auf den Oszillographen.
Da – ein kleiner, heller Punkt.
Satanos lief ein Schauer über den Rücken. Sollte er es geschafft haben?
Der helle Punkt verdichtete sich, wurde größer, lief dann auseinander. Andere Impulse, alle dargestellt durch kleine Punkte, kamen hinzu.
Es bildete sich eine Welle. Schwingungen traten auf, liefen kontinuierlich über den kleinen Bildschirm…
Geschafft! Dr. Satanos hatte es tatsächlich geschafft.
Das Gehirn des Kopfes auf dem Zylinder hatte seine Tätigkeit wiederaufgenommen.
Es war unbegreiflich.
Ein Kopf, von seinem Körper getrennt, war wieder zum Leben erwacht.

***

Um die gleiche Zeit lief Tom, Satanos' Diener, durch die Nacht. Er kletterte über die Klippen und gelangte zu einer versteckten Hütte, die er allein bewohnte. Hier stand auch sein Fahrrad. Es war das einzige Fahrzeug, mit dem Tom umgehen konnte.
Er spürte die Schmerzen auf seinem Rücken schon nicht mehr. Zu sehr war er innerlich mit seiner neuen Aufgabe beschäftigt. Ja, er wollte alles wieder in Ordnung bringen. Sein Herr würde mit ihm zufrieden sein.

Tom schwang sich auf den Sattel.

Der Weg, der zur Landstraße führte, war schmal und mit Schlaglöchern übersät.

Tom fuhr ohne Licht. Er kannte die Straße im Schlaf.

Als er auf die Landstraße einbog, waren es nur noch knapp zwei Meilen bis Blyton.

Tom schaffte sie in Rekordzeit.

Blyton selbst lag um diese Zeit – es war mittlerweile schon drei Uhr morgens – wie ausgestorben. Noch nicht einmal ein Hund bellte.

Bodennebel legte sich in milchigen Schleiern zwischen die Häuser.

Alwine Jacksons Haus lag am Ortsende. Sie wohnte seit zehn Jahren allein dort, nachdem ihr Mann bei einem Unfall ums Leben gekommen war.

Das Haus war alt und windschief. An der Rückfront schloß sich ein kleiner Garten an.

Hier wollte Tom auch sein Glück versuchen.

Er lehnte sein Fahrrad an einen Baum und trampelte rücksichtslos über sorgfältig gepflegte Beete hinweg.

Tom entdeckte die Umrisse eines Schuppens. Er huschte hinein.

Ein Streichholz flammte auf. Im flackernden Licht erkannte Tom einige Gartengeräte… und sah die Tür.

Ein hohles Kichern entrang sich seiner Kehle, als er bemerkte, daß die Tür offen stand.

Er schlich in den dahinterliegenden Flur, zündete ein neues Streichholz an und orientierte sich kurz.

Tom zählte zwei, drei Türen.

Hinter einer Tür hörte er lautes Atmen.

Hier mußte die Jackson schlafen.

Tom warf das abgebrannte Streichholz zu Boden und drückte auf die Klinke.

Leise quietschend schwang die Tür nach innen.

Das Schnarchen hörte wie abgeschnitten auf.

Tom stand stocksteif, wartete ab.

Alwine Jackson murmelte irgend etwas im Schlaf, wälzte sich herum, daß die Matratzen quietschten, und schlief dann weiter.

Toms Augen hatten sich mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnt. Er konnte die Umrisse der Möbel erkennen. An der rechten Seite stand ein Schrank, und in der Mitte des Zimmers erkannte er ein großes Doppelbett, in dem Alwine Jackson lag.

Tom schlich näher. Sein Gesicht hatte sich verzerrt, war zu einer grausamen Fratze geworden. Er schnellte plötzlich vor und preßte seine behaarte Pranke auf den Mund der Schlafenden. Alwine Jackson versuchte ein Röcheln, doch der harte Griff erstickte jeden Laut.

Weit riß sie ihre Augen auf, sah direkt in das häßliche Gesicht über

ihr, und ein heißer Angstschauer jagte durch ihren Körper.
Sie strampelte verzweifelt mit den Beinen, versuchte, sich aus dem Griff zu befreien. Ohne Erfolg.
Der Bucklige preßte mit der freien Hand ihren Hals zusammen. So lange, bis sich Alwine Jackson nicht mehr rührte.
Tom erschrak. Hatte er sie getötet?
Er legte sein Ohr an den Mund der alten Frau.
Ein Glück, sie atmete noch. Sie war nur ohnmächtig.
Der Bucklige wartete, bis die Jackson wieder zu sich kam.
Im ersten Augenblick wußte die Frau nicht, was geschehen war. Doch als sie dann begriff, riß sie ihren Mund auf, wollte schreien…
Tom zog blitzschnell ein Messer und drückte die Spitze gegen den faltigen Hals der alten Frau.
Er hatte noch keinen Ton gesagt, doch Alwine Jackson verstand ihn auch so.
»Was – was… wollen Sie?« flüsterte sie erstickt.
Tom lachte böse. »Wo ist der Kopf?« fragte er plötzlich.
»Ich – ich… hab' ihn nicht. Ich habe ihn weggebracht. Zur Polizei. Konstabler Brown. Er hat ihn.«
Tom erkannte sofort, daß die Frau nicht log.
»Gut«, sagte er leise und stieß zu. Er tötete die alte Frau auf der Stelle.
Sein nächster Besuch galt einem gewissen Konstabler Brown…

***

Konstabler Brown sah seine Frau überrascht an. »Dr. Satanos? Meinst du den komischen Wissenschaftler, der das alte Schloß gekauft hat?«
»Genau den. Niemand weiß, wie er wirklich heißt. Doch die Leute hier in Blyton haben ihm den Spitznamen Satanos gegeben. Er soll wie ein Dämon aussehen.«
»Die Leute übertreiben leicht«, gab der Konstabler zu bedenken. »Die glauben doch noch an Hexen, Gespenster und was weiß ich nicht alles.«
»Wirf das nur nicht so weg«, sagte Mary Brown und setzte sich in ihrem Bett auf. »Denk nur an den Kopf, den du gefunden hast.«
»Da hast du allerdings recht«, gab der Konstabler zu.
Mary beugte sich weiter vor. Im Verschwörerton flüsterte sie: »Die Leute erzählen noch mehr. Dieser Satanos soll mit Menschen arbeiten. Die alte Winny, die das Zweite Gesicht hat, hat es im Traum gesehen.«
Konstabler Brown lachte. Allerdings nicht aus Überzeugung, sondern um sich selbst zu beruhigen.
Denn so ganz traute er dem Braten auch nicht.
»Auf jeden Fall werde ich diesen Kopf nach Scotland Yard bringen«, sagte er bestimmt. »Die haben Spezialisten, die sich mit solchen

Sachen beschäftigen.«
»Vielleicht schicken sie sogar einen Inspektor her«, meinte Mary Brown.
»Schon möglich. Ich hoffe es sogar. Denn dieser Fall ist zu groß für einen einfachen Landpolizisten. Aber jetzt geh' ich erst mal schlafen.«
Konstabler Brown zog seine Jacke aus und hängte sie über eine Stuhllehne.
Er wollte sich gerade das Hemd aufknöpfen, als seine Frau unwirsch den Kopf schüttelte.
»Ist was, Mary?«
Mary Brown saß im Bett und lauschte angestrengt. »Da war was am Schuppen. So ein komisches Geräusch.«
Konstabler Brown lauschte.
Tatsächlich. Mary hatte sich nicht getäuscht. Jetzt hörte auch er ein schabendes Geräusch. Es kam aus dem Garten, dort, wo auch der Schuppen war.
Und in dem Schuppen stand das Fahrrad mit dem Karton.
»Ich sehe mal nach«, sagte Konstabler Brown entschlossen.
Seine Frau blickte ihn ängstlich an. »Sei bitte vorsichtig.«
»Klar doch«, lächelte Brown beruhigend.
Er nahm seine Taschenlampe und verließ das Schlafzimmer.
Konstabler Brown machte kein Licht, als er durch das Haus schlich. Der Schlüssel für die Hintertür steckte von innen.
Vorsichtig drehte ihn Brown herum. Gut geölt schnappte das Schloß zurück.
Konstabler Brown zwängte sich ins Freie. Er blieb im Schatten der Hauswand stehen, sah hinüber zu dem kleinen Schuppen.
Die Tür stand offen. Brown erkannte es daran, daß ein flackernder Lichtschein nach draußen fiel. Es sah aus, als würde jemand mit einer brennenden Kerze in der Hand den Schuppen durchsuchen. Konstabler Brown zögerte keine Sekunde.
Mit langen Schritten ging er auf den Schuppen zu, riß die Tür ganz auf, knipste die Taschenlampe an… und erstarrte.
Ein gräßlich entstelltes Gesicht sah ihn an. Das Gesicht gehörte zu einem Mann, der ein Krüppel war. Scharf stach der Buckel auf seinem Rücken hervor. »Was suchen Sie hier?« rief Konstabler Brown den Buckligen an.
Der zischte jedoch nur irgend etwas und zog mit einer fließenden Bewegung sein Messer.
Die vom Blut gereinigte Klinge blitzte im Strahl der Lampe.
Jetzt ärgerte Konstabler Brown sich, daß er keine Pistole besaß. Die Gesetze in England waren eben noch altmodisch.
Der Bucklige glitt auf den Konstabler zu.
»Machen Sie keinen Unsinn«, warnte ihn Brown.

Der Bucklige hörte nicht. Er kicherte nur leise.

Brown wich zurück bis an die Schuppenwand. Unbeirrt hielt er die Taschenlampe auf den Buckligen gerichtet.

»Ich will den Kopf«, flüsterte der Bucklige plötzlich. »Ich will den Kopf. Los, gib ihn mir.«

Im gleichen Atemzug sprang Tom vor.

Der Konstabler schüttelte den Kopf. Die Hand mit dem Messer wischte durch die Luft, zielte auf Browns Körper…

Browns Reaktion erfolgte unbewußt, rein instinktmäßig. Er tauchte zur Seite weg und riß seine Hand mit der Taschenlampe hoch.

Es gab ein splitterndes Geräusch, einen Schrei, und plötzlich war es dunkel im Schuppen.

Die Lampe wurde Brown aus der Hand geprellt, er selbst fiel auf den Boden und stieß sich irgendwo den Kopf.

Der Bucklige, anscheinend durch Browns Gegenwehr erschrocken, setzte nicht nach. Fluchtartig wandte er sich zur Tür. Sein Messer nahm er mit.

Konstabler Brown rappelte sich hoch. Er sah, wie der Bucklige die Tür aufriß und nach draußen rannte.

Doch der Bucklige hatte schon zu viel Vorsprung. Ehe Brown den Schuppen richtig verlassen hatte, war Tom schon bei seinem Fahrrad.

Im gleichen Augenblick trat Mary Brown aus dem Wohnhaus.

»Geh wieder rein!« schrie der Konstabler seiner Frau zu.

Mary hörte nicht. Im Gegenteil. Sie rannte auf den Buckligen zu, schnitt ihm den Weg ab.

Der Bucklige zog das Fahrrad hinter sich her. Außerdem hielt er noch sein Messer in der Hand.

Er sah Mary Brown auf sich zurennen und schleuderte das Messer aus dem Handgelenk.

Mary Brown entging dem Tod nur um Haaresbreite. Sie hatte Glück gehabt, daß der Bucklige noch in Bewegung gewesen war.

So bohrte sich das Messer neben ihrer Schulter in einen Baumstamm.

Konstabler Brown ließ den Buckligen fahren. Jetzt mußte er sich erst einmal um seine Frau kümmern.

Mary war weinend zusammengebrochen. An den Schultern zog ihr Mann sie hoch.

»Komm mit«, sagte er leise.

Behutsam führte er sie ins Haus. Dann schenkte er ihr einen doppelten Whisky ein.

Mary trank ihn und mußte natürlich husten. Als sie sich einigermaßen beruhigt hatte, fragte sie:

»Wer war dieser schreckliche Kerl?«

»Ich weiß es nicht, Mary. Aber ich werde es herausbekommen. Verlaß dich drauf.«

»Hier im Dorf habe ich ihn auch noch nie gesehen. Ob er auf dem alten Schloß wohnt?«

Konstabler Brown zuckte die Achseln. »Vielleicht.«

»Willst du ihn nicht verfolgen?«

»Nein, Mary. Ich lasse dich jetzt nicht allein.«

»Danke, Jim. Was hat der Mann übrigens in dem Schuppen gesucht?«

»Den Kopf. Was sonst?«

»O Gott«, hauchte Mary Brown. »Dann gehört er bestimmt zu Dr. Satanos.«

»Wer? Der Kopf?«

»Der Bucklige.«

»Wer weiß.« Konstabler Brown rieb sich nachdenklich sein Kinn. »Ich werde morgen diesem geheimnisvollen Dr. Satanos einen Besuch abstatten.«

»Und der Kopf? Du wolltest ihn doch…«

Brown winkte ab. »Ich telefoniere in einigen Stunden mit der Kreisstadt. Sollen die den Schädel abholen. Dieses geheimnisvolle Schloß ist mir wichtiger.«

»Bitte, Jim, geh nicht hin«, flehte seine Frau. »Man wird dich umbringen.«

Brown lachte auf. »Einen Polizisten umbringen? Das glaubst du wohl selbst nicht, Mary. Bis jetzt hat man noch jeden Polizistenmörder gekriegt und anschließend gehängt. Jeder Verbrecher wird es sich zweimal überlegen, ob er sich an einem Polizisten vergreift.«

»Aber dieser Dr. Satanos ist anders. Er ist kein normaler Verbrecher, Jim. Denk an den Kopf.«

»Gerade daran denke ich. Sollen noch mehr unschuldige Menschen sterben? Nein, Mary, diesem Verbrecher muß das Handwerk gelegt werden.«

»Demnach bist du auch davon überzeugt, daß es Dr. Satanos ist«, sagte Mary Brown.

»Als Privatmann, ja. Als Beamter muß ich erst Beweise beschaffen. Und die hoffe ich morgen früh zu finden.«

»Heute früh«, verbesserte ihn seine Frau. »Und jetzt legst du dich endlich hin.«

Konstabler Brown konnte natürlich nicht schlafen. Immer wieder grübelte er über den Fall nach. Und plötzlich sprang er aus dem Bett.

»Was ist denn?« rief seine Frau erschrocken.

»Mary, mir ist etwas eingefallen.« Brown schaltete das Licht an. »Hör zu, Mary. Woher hat dieser Bucklige gewußt, daß der Kopf bei uns aufbewahrt wird? Das kann ihm nur eine Person gesagt haben.«

»Alwine Jackson«, hauchte Mary.

»Genau.«

Jim Brown schlüpfte wieder in seine Kleider. Aus der Küche holte er

sich seine zweite Taschenlampe. Und noch etwas fiel ihm ein. Das Messer des Buckligen. Es mußte noch draußen in dem Baumstamm stecken.

Konstabler Brown fand es sofort. Er wickelte sein Taschentuch um den Griff und zog das Messer vorsichtig aus dem Stamm. Vielleicht waren brauchbare Fingerabdrücke auf der Waffe.

Danach machte sich Konstabler Brown auf den Weg zu Alwine Jacksons Haus.

Die Jackson besaß keine Klingel.

Der Konstabler klopfte gegen die Haustür. Nichts rührte sich. Dann versuchte er es an der Hinterseite. Und von dort gelangte er auch in das Haus.

»Miss Jackson!« rief der Konstabler laut.

Keine Antwort.

Er rief noch mal. »Miss Jackson?« Wieder regte sich nichts.

Konstabler Brown knipste seine Reservelampe an und ging auf Alwine Jacksons Schlafzimmer zu. Er wußte, wo es lag.

Vorsichtshalber klopfte er noch einmal gegen die Tür.

Auch diesmal regte sich nichts.

Entschlossen stieß Konstabler Brown die Schlafzimmertür auf. Da Alwine Jackson kein elektrisches Licht besaß, mußte er sich mit seiner Taschenlampe behelfen.

Das Bild, das sich ihm bot, war grauenhaft.

Alwine Jackson lag in einer riesigen Blutlache. Konstabler Brown kam fast der Magen in die Kehle, als er näher an die Tote heranging.

Ihr Mörder mußte die Halsschlagader getroffen haben, denn die Frau war praktisch ausgeblutet.

»Mein Gott«, stöhnte Konstabler Brown. »Was war dieser Mann, der das getan hat, doch für ein Tier.«

Hastig verließ der Beamte das Mordzimmer. Jetzt gab es kein Hinauszögern mehr. Er mußte die Mordkommission alarmieren.

Wie von Furien gehetzt, rannte Brown nach Hause. Seine Frau erwartete ihn an der Haustür.

Sie sah an dem Gesicht ihres Mannes, daß etwas Schreckliches passiert war. »Ist sie – ist sie…?«

»Ja«, stöhnte Brown. »Sie ist tot. Bestialisch umgebracht worden. Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

»Und jetzt?« hauchte Mary Brown tonlos.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte der Konstabler und vergrub sein Gesicht in beide Hände. Es war alles zu viel für ihn gewesen.

***

Die heiße Angst saß dem Buckligen im Nacken. Er fuhr wie der Teufel, und er hatte ein paarmal Glück, daß er nicht stürzte.

So schnell wie nie erreichte Tom seine Hütte. Er setzte sich in eine Ecke und heulte wie ein Schloßhund.

Tom beruhigte sich nur allmählich. Danach verging noch mal eine halbe Stunde, ehe er wieder einen normalen Gedanken fassen konnte.

Er würde den Doktor belügen. Ja, immer klarer fraß sich dieser Entschluß in sein Gedächtnis.

Daß er hinterher Schwierigkeiten bekommen würde, daran dachte Tom nicht mehr.

Der Morgen graute schon, als er seine Hütte verließ.

Den Weg zum Schloß ging er mit zitternden Knien. So ganz traute er der Sache nicht.

Dr. Satanos erwartete ihn schon voller Ungeduld.

»Nun?« fragte der Wissenschaftler.

»Er ist weg, Herr. Ich habe den Kopf in das Moor geworfen. Niemand wird ihn je finden.«

Satanos' Augenbrauen zogen sich drohend zusammen. »Stimmt das auch?«

Der Bucklige hob drei Finger. »Ich schwöre es.«

Sekundenlang herrschte Schweigen zwischen den beiden Männern. Dann sagte Satanos: »Gut, ich glaube dir, Tom.«

Der Bucklige atmete innerlich auf. Er nahm sich vor, von nun an keine Fehler mehr zu machen.

Dr. Satanos und der Bucklige gingen hinunter in den Keller.

Stolz zeigte Satanos Tom sein Werk. »Dieses Gehirn«, flüsterte er, »lebt.«

Der Bucklige ging näher an den Kopf heran. Ganz genau betrachtete er den kahlen Schädel, sah die Leitungen, die zu der Hochspannungskonsole führten, und schüttelte verständnislos den Kopf.

»Ich habe keine Ahnung, Herr.«

Dr. Satanos sah hochmütig auf seinen Diener hinab. »Das kann ich mir denken. Aber du sollst auch keine Ahnung haben, sondern nur meine Befehle ausführen.«

»Ja, Herr.«

Satanos betrachtete seinen Diener. »Möchtest du einen anderen Körper haben?«

Tom nickte eifrig.

»Gut. In wenigen Tagen werde ich soweit sein. Ich werde dir den Kopf abtrennen und ihn auf einen anderen Körper setzen.«

Die Augen des Buckligen leuchteten auf.

»Nur dein Gesicht werde ich nicht verändern«, lächelte Satanos höhnisch. »Aber lassen wir das. Ich brauche Menschen, Tom. Viele Menschen. Ich muß meine Experimente im großen Rahmen starten. Beschaffe mir die Menschen.«

Satanos’ Stimme war bei den letzten Worten schrill geworden. Der Wahnsinn flackerte in seinen Augen.

Unwillkürlich wich Tom zurück. »Ich werde es versuchen, Herr«, sagte er leise. »Ganz bestimmt werde ich es versuchen.«

Satanos packte den Buckligen am Hemdkragen. »Geh heute noch los. Ich kann einfach nicht länger warten. Meine Experimente müssen gelingen.«

»Ja, Herr, ich gehe schon.«

Tom huschte davon.

Dr. Satanos sah ihm angewidert nach. »Abfall«, zischte er, und seine schmalen Lippen verzogen sich. »Aber noch brauche ich ihn.«

Satanos dachte an seine nächsten Pläne. Und die waren schrecklich.

Niemand in ganz England wußte, was sich hier in dem Schloß in Cornwall zusammenbraute, daß bald das Unheil schwer wie ein Damoklesschwert über dem Land lasten würde.

***

Es war bereits Mittag, als sich Konstabler Brown auf den Weg machte.

Die Mordkommission war in den frühen Morgenstunden gekommen. Die Beamten kamen aus Helston, der nächstgrößeren Stadt. Sie hatten routiniert gearbeitet und unzählige Fragen gestellt.

Der Konstabler hatte ihnen wohl den Buckligen einigermaßen beschrieben, mehr jedoch nicht. Die Sache mit dem Schloß hatte er für sich behalten. Das Messer hatten die Männer von der Mordkommission mitgenommen und auch den Kopf. Er sollte sofort ins Hauptlabor von Scotland Yard gebracht und dort untersucht werden.

Brown fuhr auf seinem alten Rad, so schnell er konnte. Bald schon lag das Schloß vor ihm. Wie eine düstere Drohung ragte es zwischen den Klippen hervor. Der Konstabler konnte sich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren.

Der Weg zum Schloß war steil und steinig. Brown stieg ab und schob sein Fahrrad. Bald war er schweißnaß, trotz des Windes, der immer über das Land blies.

Das große Tor zum Schloßhof war aus Eisen und geschlossen. Brown entdeckte eine alte Ziehklingel.

Da Scheppern drang über den weiten Hof.

Der Konstabler wartete geduldig. Eine Minute, zwei.

Dann endlich hörte er Schritte. Quietschend öffnete sich das große Tor.

Ein Mann erschien. Dr. Satanos.

Der Konstabler wich unwillkürlich zurück. Er hatte den Mann noch nie gesehen. Plötzlich bekam er Angst vor der eigenen Courage.

»Was wünschen Sie?« fragte Satanos mit hohl klingender Stimme.

Konstabler Brown mußte sich erst zweimal räuspern, ehe er antworten konnte.

»Ich muß mit Ihnen sprechen, Mister…«

»Kommen Sie rein, Konstabler.«

Brown nickte. Er schob das Fahrrad neben sich her in den Innenhof.

Satanos schloß hinter ihm das Tor.

Dieses Geräusch ging Brown durch Mark und Bein. Es hatte etwas Endgültiges an sich.

»Bitte, folgen Sie mir«, sagte Dr. Satanos.

Konstabler Brown ließ das Rad an einem Mauervorsprung stehen und ging hinter dem Besitzer her.

Die Augen des Beamten schweiften durch den großen Innenhof. Überall sah man schon Zeichen von Verfall. Auf den großen, dicken Steinmauern wuchsen Moos und Unkraut. Auch auf dem Innenhof hatte sich Unkraut breitgemacht. Krähen und Möwen flogen über das Schloß. Sie stießen krächzende, abgehackte Laute aus, die dem Konstabler an die Nerven gingen.

»Hier gefällt es Ihnen wohl nicht?« fragte Dr. Satanos spöttisch. Er hatte den Beamten unbemerkt beobachtet.

Brown zuckte die Achseln. »Wenn ich ehrlich sein soll, nicht besonders. Bin froh, wenn ich wieder weg bin.«

Daraufhin lachte Satanos leise.

Er hatte sich aber sofort wieder in der Gewalt. »Im Haus wird es Ihnen besser gefallen, Konstabler. Kommen Sie nur.«

Die beiden Männer waren inzwischen an der Seeseite des Schlosses angelangt. Dr. Satanos öffnete eine große Eichentür, die oben spitz zulief.

Konstabler Brown warf noch einen Blick auf das unendliche Meer, ehe er eintrat.

In dem Schloß war es kalt und düster. Außerdem roch es nach Staub.

Dr. Satanos führte den Beamten durch eine große Halle in sein Arbeitszimmer. Dort wies er auf einen dicken Sessel.

»Setzen Sie sich doch, Konstabler.«

»Danke.«

Kerzen brannten in kunstvoll geschmiedeten Leuchtern. Sie verbreiteten ein warmes Licht. Fast alle Wände waren vollgestopft mit hohen Bücherregalen, in denen alte Werke standen. Ein Buch lag auf dem Tisch, der wuchtig und schwer in der Mitte des Raumes stand.

Konstabler Brown las den Titel. »Magie des Mittelalters.«

Der Beamte schluckte. Wo war er hier hineingeraten?

»Einen Schluck Wein, Konstabler?« fragte Satanos.

Brown zuckte regelrecht zusammen. Er hatte den Mann gar nicht kommen hören.

»Ja, danke, Mister…«
Noch immer sagte der Wissenschaftler seinen Namen nicht.
Aus einer bauchigen Flasche goß er dunkelroten Wein in zwei schwere Pokale.
Der Wein sieht aus wie Blut, dachte der Konstabler.
Die Männer stießen an.
Über den Glasrand hinweg beobachtete Satanos seinen Gast. Er überlegte, weshalb die Polizei gekommen war, konnte es sich jedoch nicht denken. Oder sollte Tom…?
»Sie werden sich fragen, warum ich gekommen bin«, sagte Konstabler Brown. »Aber es geht um einen Mord.«
Satanos zog die Stirn kraus. »Mord? Ich bitte Sie. Ich wüßte nicht, was ich damit zu tun haben sollte.«
Konstabler Brown machte ein paar hilflose Gebärden. »Natürlich verdächtigt Sie auch niemand. Und mein Besuch ist ja auch fast privat. Niemand weiß eigentlich, daß ich hier bin.«
Dr. Satanos nickte nachdenklich. »Ja, worum geht es denn nun im einzelnen, Konstabler?«
»In der vergangenen Nacht ist bei uns in Blyton eine ältere Frau bestialisch ermordet worden. Man hat ihr mit einem Messer die Kehle durchstoßen. Und ich hätte den Mörder fast gehabt. Doch im letzten Augenblick kam etwas dazwischen.«
»Entschuldigen Sie, Konstabler. Aber was habe ich damit zu tun?« fragte Satanos überaus sanft.
Konstabler Brown sah ihm in die dunklen Augen. »Vielleicht kennen Sie den Mann?«
Satanos lachte. »Ich komme fast nie aus meinem Schloß heraus.«
»Der Mörder war ein Krüppel«, sagte Brown weiter. »Um es genauer zu sagen, er hatte einen Buckel.«
Satanos lächelte noch immer. »Diesen Mann kenne ich nicht.«
Konstabler Brown zuckte die Achseln. »Ich hätte es mir auch denken können. Wissen Sie, ich weiß immer noch nicht, wie Sie heißen«, wechselte Brown das Thema. »Die Leute im Dorf nennen Sie Dr. Satanos. Komisch, nicht?«
Satanos' Augen verengten sich. »Was sollen die Fragen, Konstabler? Wie mich die Leute im Dorf nennen, ist mir egal. Lassen wir es ruhig bei dem Namen. Ich finde, er ist originell. Ist sonst noch etwas, Konstabler?«
»Nein. Eigentlich nicht.«
Natürlich hätte Brown ihn nach dem Kopf fragen können. Er hatte es eigentlich auch vorgehabt. Aber dann – im Laufe des Gesprächs – war ihm klargeworden, daß dieser Mann eine Nummer zu groß für ihn war. Der Konstabler hatte beschlossen, jetzt erst recht Scotland Yard einzuschalten. Denn trauen konnte man diesem Dr. Satanos nicht.

Konstabler Brown erhob sich. »Dann will ich Sie nicht länger, stören, Dr. Satanos.«
Das letzte Wort quetschte Brown förmlich über die Lippen.
Dr. Satanos lächelte eisig. »Es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Konstabler. Und wenn noch mal bei Ihnen im Dorf ein Mord passiert, lassen Sie mich bitte aus dem Spiel. Ich bin Wissenschaftler, kein Mörder.«
»Natürlich.«
»Ich sehe, wir haben uns verstanden, Konstabler. Moment, ich begleite Sie noch hinaus.«
Dr. Satanos ging vor. Auf halbem Weg stoppte er, denn die Eichentür wurde von draußen geöffnet.
Tom, der Bucklige, stand im Zimmer.
Konstabler Brown glaubte, seinen Augen nicht zu trauen. »Aber das ist doch…«
»Was ist das?« erkundigte sich Dr. Satanos gefährlich sanft.
»Der Mörder…!«
»Sie haben recht, Konstabler«, zischte Dr. Satanos. »Tom ist der Mörder.«
»Ja, aber…« Brown war völlig verwirrt. Sein Blick irrte zwischen den beiden Männern hin und her. Er wußte nicht, was er tun sollte. Den Buckligen verhaften? Leichter gesagt als getan.
Konstabler Brown gab sich einen Ruck. »Es ist Ihnen doch klar, Dr. Satanos, daß ich Ihren Diener mitnehmen muß.«
»Natürlich, Konstabler. Nur werden Sie dazu nicht kommen. Sie werden nie mehr nach Blyton zurückkehren. Ich werde Sie töten.«
Konstabler Brown schluckte. Die Worte des Wissenschaftlers klangen bestimmt, unabänderlich.
Trotzdem wagte der Inspektor die Flucht nach vorn.
Mit langen Schritten ging er auf den Buckligen zu. »Keiner wird mich an meiner Pflichterfüllung hindern«, sagte Brown mit fester Stimme.
Tom grinste hämisch. Er ließ den Konstabler nahe genug herankommen und trat ihm dann blitzschnell in den Magen.
Brown stöhnte auf. Er krümmte sich zusammen und preßte beide Hände auf seinen Leib.
Toms Fußtritt schleuderte ihn auf den Rücken.
Brown schlug mit dem Hinterkopf auf den Boden, war für einen Augenblick nicht mehr Herr seiner Sinne.
Starke Arme zogen ihn brutal hoch. Als der Konstabler wieder klar denken konnte, hing er in zwei eisenharten Griffen.
Satanos bog ihm den rechten Arm weit zurück.
Brown stöhnte vor Schmerzen.
Tom, der Krüppel, kicherte irr. Für ihn war es jedesmal eine Freude, daß auch normal gewachsene Menschen Schmerz empfinden konnten.

Konstabler Brown raffte allen Mut zusammen. »Was haben Sie mit mir vor?« fragte er erstickt.

»Das werden Sie schon sehen«, erwiderte Satanos.

Mit Tritten in den Rücken trieben die beiden Männer den Beamten vorwärts.

Sie gingen über den Flur, blieben vor einer holzgetäfelten Wand stehen.

Satanos drückte auf irgendeine Leiste. Ein Stück der Wand schob sich zur Seite, gab eine Öffnung frei.

Satanos betätigte den Lichtschalter. Eine gewundene Steintreppe führte in die Tiefe.

Plötzlich hatte Konstabler Brown höllische Angst. Er wußte, wenn er einmal da unten war, kam er nie wieder hoch. Verzweifelt stemmte er sich gegen den Griff der beiden Männer.

Vergebens.

Brown stöhnte auf. Der Schmerz trieb ihm das Wasser in die Augen.

Gnadenlos stießen ihn die Männer die Steintreppe hinab. Auf den letzten fünf Stufen ließen sie Brown los.

Der Konstabler überschlug sich, landete mit dem Gesicht auf dem harten Steinboden und schlug sich die beiden vorderen Schneidezähne ein. Seine linke Wange platzte auf. Blut färbte diese Gesichtshälfte rot.

»Aufstehen!« hörte er Satanos' Stimme.

Konstabler Brown quälte sich mühsam auf die Beine. Er keuchte. Sein Gesicht schmerzte, doch noch lebte er. Er hatte längst noch nicht aufgegeben.

Der Konstabler blickte sich um.

Dr. Satanos und der Bucklige standen dicht vor ihm. Er konnte sie mit einem Sprung erreichen.

Brown spannte die Muskeln.

Als könne Satanos Gedanken erraten, ging er ein Stück zurück. »Machen Sie keinen Unsinn, Brown«, warnte er.

Satanos griff blitzschnell in seine Jacke. Als seine Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie eine Pistole.

Konstabler Brown resignierte. Er kam sich plötzlich unsagbar verloren vor.

Satanos grinste zynisch. »Ich bin an und für sich kein Freund dieser Schießinstrumente, doch wenn es sein muß, habe ich keine Hemmungen, sie zu benutzen. Sehen Sie sich hier um, Konstabler. Sie befinden sich in einem Labor, in einer Hexenküche, wie man früher sagte. Hier habe ich jahrelang meine Experimente durchgeführt. Und jetzt, wo ich soweit bin, lasse ich mich von keinem mehr behindern. Auch nicht von Ihnen, Konstabler. Sie werden sterben, genau wie viele andere vor Ihnen auch. Und Sie werden mit Ihrem Tod der Wissenschaft noch einen großen Dienst erweisen. Ich bin in der Lage,

Ihren Kopf weiterleben zu lassen. Ich…«

»Sie sind verrückt«, knirschte der Konstabler. »Gerade durch meinen Tod wird man Ihnen auf die Schliche kommen. Sie werden in der Irrenanstalt landen.«

»Genug!« schrie Satanos plötzlich. »Drehen Sie sich um, da sehen Sie meinen Erfolg.«

Brown gehorchte. Hinter ihm befand sich ein Tisch, auf den er vorher nicht so geachtet hatte. Auf dem Tisch stand irgend etwas. Es war durch ein Tuch verdeckt.

»Nehmen Sie das Tuch ab«, sagte Satanos.

Brown gehorchte.

Vorsichtig zog er das Tuch zur Seite. Ein Metallzylinder kam zum Vorschein – und dann…

Konstabler Brown blickte auf einen Kopf.

»Nein«, flüsterte er.

Trotzdem der Beamte schon einen vom Körper abgetrennten Kopf gesehen hatte, war der Schock diesmal noch größer.

Brown ging zwangsläufig ein paar Schritte zurück.

Da traf ihn ein mörderischer Schlag in den Nacken.

Bewußtlos brach der Konstabler zusammen.

Dr. Satanos ließ die Pistole verschwinden, mit der er zugeschlagen hatte.

»Faß mit an«, sagte er zu Tom. »Wir bringen ihn sofort nach unten. Und nimm Kerzen mit.«

Tom nickte eifrig. Was jetzt kam, war so ganz nach seinem Geschmack.

In Windeseile besorgte er zwei Kerzen, zündete sie an und blieb abwartend stehen.

»Gib die Kerzen her«, sagte Satanos. »Nimm du dir den Konstabler.«

Der Bucklige gehorchte. An den Beinen schleifte er Brown hinter sich her.

Die Männer gingen durch den gesamten Schloßkeller. Dr. Satanos hatte hier unten in jahrelanger Arbeit alles ausgebaut. Zum Schluß durchquerten sie die Leichenkammer.

Hier gab es eine kleine Tür, die Satanos eingesetzt hatte. Er schloß die Tür auf.

Ein halbhoher, dunkler Gang empfing die beiden Männer.

Er führte in die Folterkammer.

Satanos ging mit den beiden Kerzen voran. Er mußte sich tief bücken. Die kleinen Flammen flackerten.

Sie bekamen hier unten zu wenig Sauerstoff.

Der Gang verbreiterte sich, wurde höher. Dann waren die beiden Männer mit dem Bewußtlosen in der Folterkammer.

Das flackernde Licht erhellte die schrecklichen Instrumente, die im

Mittelalter bei Gefangenenverhören gebraucht wurden. Satanos hatte sie alle überholt und pflegte sie mit wahrer Inbrunst.

An der gegenüberliegenden Wand stand eine Streckbank. Daneben eine Eiserne Jungfrau. Es gab auch noch andere Instrumente, die ein teuflisches Gehirn vor einigen hundert Jahren erfunden hatte.

Doch etwas paßte nicht in die Epoche des Mittelalters.

Die Guillotine!

Sie war das Prunkstück der Folterkammer, stand mitten im Raum.

Die höllisch scharfe Schneide des Fallbeils blitzte im Kerzenlicht.

Dr. Satanos stellte die beiden Kerzen links und rechts der Guillotine auf den Boden.

Dann blickte er Tom an.

»Soll ich?« fragte der Bucklige. Dr. Satanos nickte.

Tom zog den noch immer bewußtlosen Konstabler zu der Guillotine, legte dessen Kopf in die dafür vorgesehene Manschette…

In diesem Augenblick erwachte Konstabler Brown.

Für Sekunden wußte er nicht, wo er war, hatte nur rasende Kopfschmerzen, riß die Augen auf und sah in einen Korb. Er wollte seinen Kopf heben.

Es ging nicht. Die Manschette war schon fest.

»Geben Sie sich keine Mühe, Konstabler«, hörte er Dr. Satanos' Stimme. »Sie liegen hier auf einer Guillotine. Denken Sie daran, was ich Ihnen versprochen habe. In wenigen Sekunden sind Sie tot.«

Nur langsam drangen die Worte in Browns Bewußtsein, doch als er seine Lage, in der er sich befand, begriffen hatte, sprang ihn das eisige Entsetzen an.

»Neiiiin…!« Browns Schrei gellte durch das unheimliche Gewölbe und erstarb in einem Wimmern.

Dr. Satanos lachte teuflisch. Er hob die Hand.

Das Zeichen für Tom.

Der Bucklige betätigte den Hebel.

Pfeifend sauste das Fallbeil herab…

***

Die Beamten der Mordkommission aus Helston waren natürlich nicht untätig geblieben. Sie hatten den Kopf ins Hauptquartier von New Scotland Yard geschafft. Hier wurde dieses Beweisstück nach den neuesten wissenschaftlichen Methoden untersucht, ebenfalls das Messer, das mitgeschickt worden war. Die Wissenschaftler schrieben einen 24 Seiten langen Bericht.

Dieser Bericht lag am Morgen des 19. Oktobers auf dem Schreibtisch von Superintendent Powell.

Powell war der Chef einer Spezialabteilung, die sich besonders mit außergewöhnlichen Kriminalfällen befaßte und die auch erfolgreich

war.

Superintendent Powell las den Bericht viermal. Danach ließ er sich mit dem Büro von Inspektor John Sinclair verbinden.

»Kommen Sie doch mal zu mir, John«, sagte der Superintendent.

Drei Minuten später war John Sinclair da.

Powell bot seinem besten Agenten Platz an.

John nickte dankend.

John Sinclair konnte man eher für einen erfolgreichen Sportler halten als für einen Kriminalbeamten. Er war um die Dreißig, groß, blond und beherrschte die asiatischen Kampfsportarten genausogut wie die perfekte Handhabung der verschiedensten Waffen. Außerdem hatte John Sinclair ein Studium der Kriminologie und Psychologie hinter sich. Bei dem letzteren hatte er besonderen Wert auf die Parapsychologie gelegt. Ein paar Semester Physik und Chemie hatte John auch noch mitgenommen.

Superintendent Powell reichte seinem Agenten die grüne Akte mit dem Bericht hinüber.

»Lesen Sie, John.«

»Okay.« John, der oft in den Staaten war, hatte sich diese knappe Art zu antworten im Laufe der Zeit regelrecht angewöhnt. Was seinem Chef im Prinzip mißfiel.

John las konzentriert. Nach einer halben Stunde reichte er die Akte zurück.

»Ihre Meinung, John?«

Der Scotland Yard-Inspektor zuckte die Achseln. »Wissen Sie, Sir, man müßte selbst nach Cornwall fahren und sich die Sache ansehen.«

»Das war auch vorgesehen«, erwiderte Superintendent Powell. »Wir haben bereits einen ungefähren Anhaltspunkt. Erinnern Sie sich an die Vermißtenmeldungen aus Cornwall?«

John Sinclair nickte. »Sicher. Ich habe es in den Routineberichten gelesen, diesen Meldungen jedoch kaum Beachtung geschenkt.«

»Das kann ich verstehen. Gemessen an den Personen, die im Laufe eines Jahres in England verschwinden, fällt das natürlich nicht groß ins Gewicht. Interessant jedoch ist, daß acht dieser Vermißten aus Cornwall stammen. Acht Menschen innerhalb von zwei Jahren. Aus einem Landstrich, der relativ dünn besiedelt ist. Das sollte uns zu denken geben. Außerdem sind die Personen nie gefunden worden. Nicht einmal Teile ihrer Leichen, so brutal es sich anhört. Und jetzt dieser Kopf, den man uns geschickt hat.«

»Sie meinen also«, fragte John Sinclair, »daß zwischen den vermißten Menschen und diesem Kopf Zusammenhänge bestehen?«

»Ja. Und das nicht ohne Grund.«

Superintendent Powell faßte in seine Schreibtischschublade. Er holte zwei Bilder hervor und gab sie John Sinclair.

Das eine Bild zeigte den gefundenen Kopf. Das andere war ein Vermißtenfoto.

Der gefundene Kopf gehörte zu dem Mann auf dem Vermißtenfoto.

John legte die Bilder zurück auf den Schreibtisch. »Dann ist ja alles klar«, sagte er. »Ich habe das Gefühl, daß in Cornwall jemand mit Menschen experimentiert. Und zwar auf eine grausame, brutale Art.«

»Noch ist es eine Hypothese«, sagte Powell. »Schaffen Sie Beweise, John.«

John Sinclair blickte nachdenklich auf das Bild der Queen an der Wand hinter Powells Schreibtisch.

»Was war eigentlich mit den Fingerabdrücken auf dem Dolch?« fragte er dabei leise.

»Sie sind nicht registriert.«

»Schade.« John Sinclair zuckte die Achseln. »Ist noch etwas, Sir?«

»Nein.«

»Gut.« John stand auf.

»Hier. Nehmen Sie den Bericht noch mit.« Superintendent Powell reichte John die Akte rüber. »Sie können ihn mir vor Ihrer Abreise wiedergeben.«

John Sinclair klemmte sich den Hefter unter den Arm.

»John?« Powells Ruf erreichte ihn an der Tür.

Der Inspektor wandte sich um.

»Passen Sie auf sich auf.«

»Danke. Wird schon schiefgehen.«

John verließ das Büro und fuhr nach unten in die Kantine. Er brauchte jetzt erst mal ein anständiges Mittagessen.

Danach besorgte er sich eine Spezialkarte von Cornwall und studierte sie genau.

Anschließend las er den Bericht noch einmal, ließ ihn dann durch einen Boten wieder zu Superintendent Powell bringen und fuhr nach Hause, um zu packen.

Sein silbergrauer Bentley war wie immer vollkommen in Ordnung. Noch in den späten Nachmittagsstunden fuhr John Sinclair los. Neben ihm saß ein unsichtbarer Begleiter.

Der Tod…

***

In Blyton gab es nur ein Gasthaus. Hier trafen sich abends die Fischer, wenn sie von ihrem Fang zurückkamen. Ihr Verdienst war kläglich, und so kam es, daß Barney, der Wirt, nie großen Umsatz machte.

Die Gaststube war rustikal eingerichtet. Die Holztische und Bänke hatten schon Generationen überdauert und würden auch noch weitere Generationen überleben.

Gegen 1 Uhr 20 herrschte noch viel Betrieb. Fast alle Tische waren besetzt, Man sprach über den Fang der vergangenen Tage und besonders über das rätselhafte Verschwinden von Konstabler Brown. Die meisten Männer waren der Meinung, daß übernatürliche Kräfte ihre Hände mit im Spiel gehabt hatten. Einer behauptete sogar, es sei der Teufel persönlich gewesen, der Brown geholt hatte.

Als Mary Brown das Gasthaus betrat, verstummten die Gespräche abrupt. Alle Köpfe wandten sich der Frau zu, die bleich und erschöpft am Türrahmen lehnte.

Es mußte schon einen besonderen Grund geben, wenn eine Frau die Gaststube betrat.

»Was ist los, Mary?« fragte Barney, der Wirt, und wieselte hinter seinem Tresen hervor.

Mary Brown wischte sich mit einer müden Geste über die Stirn. »Er ist immer noch nicht da«, flüsterte sie erstickt.

Obwohl Mary Brown leise gesprochen hatte, konnte man ihre Worte bis in die hinterste Ecke des Raumes verstehen. Viele der Gäste bekamen eine Gänsehaut.

»Nun setz dich erst mal«, sagte Barney, nahm Marys Arm und führte sie an einen der Tische.

Seiner Frau rief er zu: »Einen doppelten Whisky.«

Mary Brown bekam den Whisky. Sie schluckte ihn tapfer. Langsam kehrte wieder Farbe in ihr Gesicht zurück.

Mary Brown war 48 Jahre alt. Nichts hatte sie in ihrem Leben bisher groß erschüttern können.

Vor 26 Jahren hatte sie den Konstabler geheiratet. Von da an war sie als Frau eines Polizisten im Dorf noch geachteter.

Mary Brown vergrub ihr Gesicht in beide Hände. »Ich weiß nicht, was ich tun soll«, schluchzte sie. »Es ist alles so schrecklich.«

Barney, der neben ihr saß, blickte ratlos seine Gäste an. Er sah nur Achselzucken. Die Männer waren durchweg einfache Leute, mußten hart arbeiten, um sich ihr tägliches Brot zu verdienen.

Und jetzt standen sie vor einer Situation, wie sie sie noch nie erlebt hatten.

Mary Brown beruhigte sich nur langsam. Als sie den Kopf hob, waren ihre Augen von Tränen gerötet.

»Ich habe einen Brief geschrieben«, sagte sie leise. »An Jeffrey, unseren Sohn. Er muß kommen. Er soll sein Studium unterbrechen. Ich brauche ihn jetzt.«

Barney nickte bedächtig. »Das ist das Beste, was du machen konntest, Mary. Wir können dir wirklich nicht mehr helfen. Wir haben doch schon die Gegend abgesucht. Mit Hunden sogar. Mehr konnten wir nicht tun.«

Mary Brown lächelte gequält. »Und das Schloß?«

Der Wirt schüttelte entschieden den Kopf. »Das kannst du wirklich nicht von uns verlangen. Dort im Schloß wohnt der Satan persönlich.«

»Aber Jim, er mußte hingehen. Er hat es für euch getan. Hätte ich doch nur den Polizisten aus Helston etwas gesagt. Die sind nicht solche Feiglinge.«

Barney rieb sich unbehaglich seinen fleischigen Nacken. Dieses Thema war ihm offenbar unangenehm.

Mary Brown blickte sich noch einmal in der Gaststube um. Da saßen sie, die Männer von Blyton.

Manchmal Kerle wie Bäume, aber feige bis aufs Mark.

Die meisten wichen ihrem Blick aus.

Mary Brown lächelte verächtlich, als sie das Gasthaus verließ. Sie ließ eine gedrückte Stimmung zurück.

Draußen war es empfindlich kalt. Von See her drang der Nebel in feinen Schleiern in die Stadt.

Mary Brown zog das große Tuch enger um ihre Schultern und ging mit schnellen Schritten zu ihrem Haus.

Niemand begegnete ihr. Die Stille legte sich drückend auf Marys Gemüt. Sie kam sich plötzlich unsagbar verlassen vor. Wieder mußte sie weinen.

Mit zitternden Fingern schloß sie die Haustür auf, knipste Licht an.

Ein Fenster stand offen. Jetzt, da Durchzug entstanden war, knallte es zu.

»Nanu«, wunderte sich Mary, »sollte ich vergessen haben, das Fenster zu schließen?«

Sie zuckte die Achseln und dachte nicht mehr weiter darüber nach.

Die Tür zum Wohnraum war nur angelehnt. Mit der rechten Hand stieß Mary sie auf. Noch fiel das Licht vom Flur in den Raum, erhellte die Möbel, das Fenster – und…

Den Kopf ihres Mannes!

Mary Brown war starr vor Grauen. Das blanke Entsetzen lag in ihren Augen. Sie konnte noch nicht einmal schreien, sondern preßte nur die geballte Linke auf den Mund.

Der Kopf lag auf dem Wohnzimmertisch.

Mary Brown wußte nicht, wie lange sie so gestanden hatte, als hinter ihr die Wohnzimmertür zuklappte.

Erst dieses Geräusch riß sie wieder in die Wirklichkeit zurück. Ihre Lippen öffneten sich zu einem alles erlösenden Schrei…

Die behaarte Pranke preßte ihr brutal den Mund zu. Mary spürte keuchenden Atem im Nacken, und eine rauhe Stimme flüsterte: »Sei ganz ruhig.«

Der Mann ließ sie los. Dann gab er der Frau einen Stoß, so daß sie in den nächsten Sessel fiel.

Erst jetzt erkannte Mary Brown den Eindringling.

Es war Tom, der Bucklige. Und er hielt wieder ein Messer in der rechten Hand.

Tom kicherte lautlos. »Hast dich wohl erschrocken, was?«

Mary, die krampfhaft an dem Kopf ihres Mannes vorbeisah, nickte stumm. »Wie sind Sie hier hineingekommen?« flüsterte sie.

»Durch das Fenster. Es stand einen Spalt breit offen. Du hast es mir leicht gemacht. Dein Mann hat uns mehr Ärger bereitet. Aber schließlich haben wir ihn auch geschafft. Ssst«, der Bucklige wischte mit dem Messer durch die Luft, »und der Kopf war ab.«

»Nein… Ich…« Schluchzend brach Mary zusammen.

Tom wartete, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Dann zeigte er auf den Kopf.

»Es ist nur ein Wachsabdruck«, erklärte er, »den echten müssen wir behalten. Der Doktor wird sich mit ihm beschäftigen. Ich wollte dir nur einen kleinen Schrecken damit einjagen, bevor du stirbst.«

Stirbst, Stirbst, Stirbst. Wie Hammerschläge drangen die Worte in Marys Bewußtsein.

Mary setzte sich auf. Ihre Hände krampften sich in den Stoff der Sessellehnen. Die nackte Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. Mein Gott, wenn doch Jeff jetzt schon hier wäre!

Tom weidete sich an der Angst der Frau. Ein diabolisches Lächeln lag auf seinen wulstigen Lippen, als er langsam näher kam.

In diesem Moment erwachte der Lebenswille in Mary Brown. Sie sprang auf und riß gleichzeitig den schweren Standaschenbecher hoch, der neben dem Sessel stand.

Mit aller Kraft warf Mary Brown den Aschenbecher.

Der Bucklige konnte nicht schnell genug ausweichen. Er wurde an der Brust getroffen.

Tom wankte zurück, gab damit für Sekunden den Weg zur Tür frei.

Mary Brown nutzte ihre hauchdünne Chance.

Sie warf sich förmlich der Tür entgegen, riß sie auf, hetzte in den Flur, schloß, so schnell es ging, die Haustür auf – der Schlüssel steckte von innen – und rannte nach draußen in die kalte Herbstnacht.

Die Panik saß Mary Brown im Nacken. Sie achtete nicht darauf, wohin sie lief. Nur erst mal weg.

Mary Brown lief genau in die falsche Richtung. Aus Blyton hinaus.

Und Tom, der sich von dem unerwarteten Angriff erholt hatte, war schnell. Sehr schnell sogar.

Mit langen Sätzen hetzte er hinter der Flüchtenden her. Ein älterer Dorfbewohner, der zufällig aus dem Fenster sah, meinte, in ihm den Teufel zu sehen. Der Mann bekreuzigte sich und schloß sämtliche Fensterläden.

Mary Brown lief wie ein Automat. Die Dunkelheit hatte sie umhüllt. Sie sah die Straße nicht mehr und hörte auch nicht die Schritte hinter

sich, die immer näher kamen.

Tom holte auf. Stück für Stück. Er war durchtrainiert, ihm machte die Verfolgung nicht viel aus.

Irgendwo weit vor sich sah Tom zwei Lichter blitzen, achtete jedoch nicht weiter darauf.

Immer näher kam er der Frau. Schon hörte er ihren keuchenden Atem.

Plötzlich stürzte Mary Brown. Sie schrie auf und schrammte über den unebenen Boden.

Sofort war der Bucklige bei ihr. Mit beiden Knien voran warf er sich auf die Gestürzte, drückte sie gegen den Boden…

An die beiden Lichter in der Ferne dachte er nicht mehr.

Der Bucklige hob das Messer.

»Jetzt mach' ich dich kalt«, keuchte er.

Mary Brown war unfähig, sich zu rühren. Sie spürte den Druck des Körpers in ihrem Rücken und preßte das Gesicht in den feuchten Straßenstaub.

Mary Brown erwartete den tödlichen Messerstich…

Im gleichen Augenblick, als der Bucklige den Arm hob, durchschnitten die Lichtbahnen zweier Nebelscheinwerfer die Nacht.

Der Bucklige zögerte, wandte den Kopf.

Überdeutlich war sein entstelltes Gesicht im Licht der Scheinwerfer zusehen.

Jäh wurde der Wagen abgestoppt. Bremsen kreischten. Die Fahrertür flog auf.

Wie ein Torpedo hechtete John Sinclair aus dem Wagen.

Jedoch nicht schnell genug für den Buckligen. Der hatte Sekundenbruchteile vorher schon die Straße verlassen und war im Dunkel der Nacht untergetaucht.

John kniete neben der Frau nieder, drehte sie vorsichtig auf den Rücken.

»Sind Sie verletzt?«

»Es – es… geht schon«, flüsterte die Frau. »Bitte, Mister – verfolgen Sie den Mann… Es war schrecklich.«

John half der Unbekannten hoch und führte sie zu seinem Wagen. »Setzen Sie sich auf den Beifahrersitz, und warten Sie, bis ich wiederkomme.« Die Frau nickte schwach.

John Sinclair lächelte ihr noch beruhigend zu und lief dann los. Er hatte sich gemerkt, auf welcher Seite der Straße der Bucklige in die Dunkelheit getaucht war.

Johns Augen mußten sich erst an die Finsternis gewöhnen. Langsam ging er weiter, konzentrierte sein Gehör.

Die Nacht war voller Geräusche. Irgendwo schrie ein Käuzchen. Geheimnisvolles Rascheln drang aus den Gebüschen. Frösche quakten.

Der Sumpf war nicht weit…

Geduckt schlich John Sinclair durch die Büsche. Feuchtes Gras umspielte seine Hosenbeine. Jetzt ärgerte sich John Sinclair, daß er seine Taschenlampe im Wagen gelassen hatte.

Die Büsche blieben zurück, machten verknorpelten Bäumen und hohem Sumpfgras Platz.

Unter Johns Füßen schmatzte es.

Er mußte die Ausläufer des Sumpfes erreicht haben.

John Sinclair blieb stehen. Er gab auf. Der Bucklige hatte längst das Weite gesucht oder sich so gut versteckt, daß John ihn unmöglich finden konnte.

John machte sich auf den Rückweg. In der Ferne sah er die Scheinwerfer seines Wagens leuchten.

John ging schneller, achtete nicht mehr so sehr auf die Umgebung.

Das gräßliche Lachen drang wie ein Trompetenstoß an John Sinclairs Ohren.

Der Inspektor blieb abrupt stehen, sprungbereit.

Das Lachen wiederholte sich nicht. John hatte noch nicht einmal feststellen können, aus welcher Richtung es gekommen war.

Wenige Minuten später hatte er seinen Bentley erreicht.

Die Frau saß noch immer so, wie er sie verlassen hatte.

»Wer hat so teuflisch gelacht?« flüsterte sie ängstlich, als John sich hinter das Steuer klemmte.

John schloß die Tür. »Es wird der Bucklige gewesen sein.«

Der Inspektor bemerkte, daß die Frau bei seinen Worten regelrecht erschauderte.

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Madam. Ich bin übrigens Inspektor John Sinclair von Scotland Yard, falls Ihnen dies etwas sagt.«

Die Frau neben ihm atmete auf. »Mein Gott«, sagte sie leise. »Dann hat es also doch geklappt.«

John wurde neugierig. »Was hat geklappt?«

»Wissen Sie, Inspektor«, die Frau legte John ihre Hand auf den Arm, »ich bin Mary Brown.«

John, der die Akten gut durchgelesen hatte, nickte. »Die Frau des Konstablers, wenn ich richtig vermute.«

»Ja, Inspektor.«

»Entschuldigen Sie meine Frage, Mrs. Brown. Aber es ist an sich seltsam, daß ich Sie hier mitten in der Nacht finde, wo doch Ihr Mann…«

»Ich weiß, Inspektor. Aber das ist eine sehr lange Geschichte. Ich erzähle sie Ihnen. Jedoch nicht hier. Lassen Sie uns ins Dorf fahren.«

»Entschuldigen Sie, Mrs. Brown.« John fuhr an. Der Bentley schnurrte wie eine Katze. Er war hervorragend gefedert, und man merkte die

Schlaglöcher der Straße so gut wie gar nicht.

Immer noch lag Blyton wie ausgestorben. Fast vor alle Fenster waren dicke Holzläden geklappt. Ein Zeichen, daß die Menschen Angst hatten.

»Das nächste Haus auf der linken Seite. Dort wohne ich«, sagte Mary Brown.

John Sinclair ließ den Bentley sanft ausrollen.

Die beiden stiegen aus. Schmatzend schlossen sich die Türen.

»Erschrecken Sie nicht, Inspektor, aber auf dem Wohnzimmertisch liegt der Kopf meines Mannes.«

John erschrak zwar nicht gerade, war jedoch unangenehm berührt, bis Mary Brown ihm die ganze Geschichte bei einem Glas Tee erklärt hatte.

John Sinclair hörte sich Mrs. Browns Erzählung an, ohne ein einziges Mal zu unterbrechen.

Auch als die Frau geendet hatte, blieb John Sinclair einige Minuten in Gedanken versunken sitzen.

»Glauben Sie mir auch nicht, Inspektor?« fragte Mary Brown stockend.

John sah sie ernst an. »Ich glaube Ihnen, Mrs. Brown. Ich habe schon so viel Unwahrscheinliches in meinem Beruf erlebt, daß mich nichts mehr erschüttern kann. Aber nun zu Ihnen und Ihrem verschwundenen Mann. Sie haben beide einen großen Fehler begangen.«

»Wieso, Inspektor?«

»Ihr Mann hätte Scotland Yard oder die Beamten aus Helston von seinem Vorhaben informieren sollen.«

Mary Brown senkte den Kopf. »Das habe ich ihm auch gesagt. Aber er war der Meinung, er wolle sich nicht blamieren. Und jetzt ist er tot.« Die Frau begann wieder zu weinen.

John wartete, bis sie sich beruhigt hatte. In der Zwischenzeit nahm er den Kopf und verstaute ihn im Kofferraum seines Wagens.

Als er wieder in die Wohnstube trat, trocknete Mary Brown gerade ihre Tränen ab.

»Entschuldigen Sie, Inspektor.«

»Da gibt es nichts zu entschuldigen«, erwiderte John. »Ich weiß, wie Ihnen zumute ist.«

Mary Brown lächelte scheu. »Morgen wird Jeff, mein Sohn, kommen. Dann sieht alles ganz anders aus.«

John schüttelte den Kopf. »Sie sollten sich da nicht in etwas verrennen, Mrs. Brown. Ihr Sohn Jeff ist gewiß ein furchtloser junger Mann, aber die Aufgabe, seinen verschwundenen Vater zu finden, sollte er doch lieber mir überlassen. Ich habe erstens größere Erfahrungen, und zweitens werde ich dafür bezahlt«

Mary Brown lachte hart auf. »Sie kennen Jeff schlecht, Mr. Sinclair. Er studiert Jura, ist ein wahrer Rechtsfanatiker und außerdem ein ausgezeichneter Sportler. Er wird sich nicht daran hindern lassen, den Mörder seines Vaters zu finden.«

»Noch steht nicht fest, daß Ihr Mann tot ist, Mrs. Brown«, sagte John.

»Mein Mann lebt nicht mehr«, erwiderte Mary Brown bestimmt.

John Sinclair erhob sich. »So, Mrs. Brown. Dann werde ich mich mal verabschieden.«

»Aber – aber… Wo wollen Sie denn hin?«

»Einen Platz zum Schlafen suchen. Ein Zimmer werde ich um diese Zeit nicht mehr bekommen. Ich schlafe in meinem Wagen.«

»Das kommt gar nicht in Frage, Inspektor. Sie übernachten hier. Ich habe oben im Haus ein Gästezimmer. Es ist zwar nicht sehr komfortabel, aber sauber. Außerdem habe ich Angst, allein im Haus zu sein.«

»Na ja, wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, Mrs. Brown«, lenkte John ein.

»Im Gegenteil. Kommen Sie.«

So kam es, daß John Sinclair eine halbe Stunde später in einem herrlichen, weichen Bett lag.

Trotzdem konnte er nicht sofort einschlafen. Er mußte an den nächsten Tag denken. Was würde er bringen?

***

Acht Köpfe schwammen in den Behältern mit der gallertartigen Flüssigkeit.

Für den unbrauchbaren Kopf, den Tom angeblich im Moor versenkt hatte, war ein neuer hinzugekommen.

Der Kopf von Konstabler Brown.

Dr. Satanos fühlte sich in seinem Element. Das Laboratorium unten in den Gewölben des Schlosses war von einem ständigen Summen erfüllt. Sämtliche Apparate arbeiteten auf Hochtouren.

Satanos sah sich jeden einzelnen Kopf genau an. Starr und leblos lagen die Augen in den Höhlen.

Jeder Schädel war glatt rasiert. Es war ein grauenhaftes Bild.

»Bald werdet ihr leben«, flüsterte der unheimliche Wissenschaftler. »Ich werde euch verpflanzen. Es werden völlig neue Menschen entstehen.«

Dr. Satanos öffnete die Deckel der Behälter. Dann nahm er die Köpfe aus der Flüssigkeit.

Vorsichtig stellte er sie jeweils auf einen extra dafür hergerichteten Metallzylinder.

Die Köpfe waren durch die Lösung, in der sie gelegen hatten, nass und glitschig geworden. Sie sahen ekelhaft aus.

Dr. Satanos ging zu einem weißen Schrank, in dem er seine Instrumente aufbewahrte. Er suchte sorgfältig aus. Nach eingehender Prüfung entschloß er sich für drei Skalpelle unterschiedlicher Größe.

Dr. Satanos wusch sich seine Hände und streifte dann die Gummihandschuhe über.

Danach nahm er sich den ersten Schädel vor.

Satanos ritzte mit dem Skalpell die Schädeldecke auf, legte den Knochen frei. Dann nahm er sich einen silbernen Meißel, wie ihn auch die Ärzte benutzen, und meißelte den Knochen auf.

Dr. Satanos wollte an das Gehirn.

Es war eine schweißtriefende Arbeit. Doch endlich war es geschafft.

Das Gehirn lag vor ihm. Nun kam der schwierigste Teil der Aufgabe.

In dem Instrumentenschrank lag eine Anzahl Lamellen. Jedenfalls sahen diese Stücke so aus. Sie waren nicht größer als ein Fingernagel, und Satanos faßte die erste Lamelle vorsichtig mit der Pinzette an.

Diese kleinen, silbrig glänzenden Platten waren Meisterwerke der modernen Elektronik. Genau genommen waren es Empfänger, die auf eine bestimmte Frequenz reagierten.

Vorsichtig operierte Dr. Satanos den ersten Empfänger in das Zentralgehirn. Es klappte besser, als er gedacht hatte. Er nähte die Wunde auf dem Kopf wieder zu.

Dr. Satanos atmete tief aus. Noch heute würde er den ersten künstlichen Menschen erschaffen.

Was Baron Frankenstein angefangen hatte, würde er vollenden.

Satanos warf einen Blick auf die Metallzylinder. Die brauchte er bald nicht mehr. Hiermit hatte er nur seine Versuche begonnen, hatte Stromstärken und – spannungen ausbalanciert, um die richtigen Energien zu bekommen. Und er hatte es sogar durch diese Zylinder geschafft, einen Kopf wieder zum Leben zu bringen.

Aber was er jetzt vorhatte, war besser. Viel besser.

Dr. Satanos ging in die Kühlkammer. Hier hatte er den anderen Teil seines Versuches aufbewahrt.

Die kopflosen Leichen!

Die Körper waren gut gekühlt. Hatten genau die richtige Temperatur, um sie vor der Verwesung zu bewahren.

Dr. Satanos wählte die Leiche genau aus.

Es war der Körper eines etwa dreißigjährigen kräftigen Mannes. Dr. Satanos zog den steifgefrorenen Körper aus der Box und schleppte ihn in den Hauptlaborraum.

Dort legte er ihn auf seinen Seziertisch.

Langsam taute die Leiche auf, wurde geschmeidig.

Dr. Satanos war aufgeregt wie ein Schuljunge vor seiner ersten Rechenarbeit, als er den schon präparierten Kopf nahm und ihn auf den fremden Körper operierte.

Diese Arbeit dauerte drei Stunden.

Dr. Satanos war ein Könner. Er war damals dabei gewesen, als man in Rußland Hundeköpfe auf andere Körper operierte. Satanos hatte den Vorschlag gemacht, es auch mit Menschen zu versuchen. Die Wissenschaftler hatten ihn daraufhin aus ihrem Kreis ausgestoßen. Satanos war geflohen. Nach England. Zum Glück besaß er ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das er in weiser Voraussicht nach und nach aus Rußland auf sein Schweizer Nummernkonto geschafft hatte. Von diesem Geld kaufte er sich das Schloß und richtete es nach seinen Vorstellungen ein. Zwei Jahre hatte alles gedauert.

Dr. Satanos betrachtete sein Werk. Es war ein Meisterwerk, mußte er sich selbst eingestehen. Er hatte die Operation glänzend geschafft. Zwei Narben nur waren zurückgeblieben. Eine auf der Schädeldecke und die andere an der Nahtstelle zwischen Kopf und Körper.

Jetzt kam es auf die kleine Lamelle an, die er in den Schädel einoperiert hatte. Würde sie seinen computergesteuerten Befehlen gehorchen?

Dr. Satanos trat an einen schwarzen Kasten. Hierin befand sich der Sender.

Durch einen Knopfdruck schaltete er ihn ein. Der Kasten begann zu brummen. Satanos regulierte an der Feineinstellung. Die Schwingungen wurden auf dem Schirm eines Oszillographen aufgezeichnet.

Noch waren sie normal, kaum von Sinuskurven zu unterscheiden.

Dr. Satanos veränderte die Stromstärke. Die Schwingungen veränderten sich, wurden abgehackter, nahmen andere Formen an.

Dr. Satanos starrte auf den Toten.

Er wußte, der Empfänger im Kopf arbeitete auf Hochtouren, würde die empfangenen Impulse an das Nervenzentrum weitergeben.

Vorerst geschah nichts.

Doch plötzlich zuckte die Hand des Toten. Dieses Zucken breitete sich über den gesamten Körper aus. Satanos regulierte an dem Sender, gab elektronische Befehle.

Der Mensch setzte sich auf.

Dr. Satanos unterdrückte nur mühsam einen Triumphschrei. Er hatte es geschafft. War am Ziel seiner Forschungen angelangt.

Er hatte einen fremden Kopf auf einen fremden Körper operiert. Ein völlig neues Wesen war entstanden. Ein Wesen, das ihm gehorchte.

Dr. Satanos hatte für jede Tätigkeit seiner Geschöpfe einen bestimmten elektronischen Befehl.

All dies war in der kleinen Lamelle im Kopf des Wesens gespeichert.

Dr. Satanos probierte alles durch. Das Wesen gehorchte ihm aufs Wort.

Dr. Satanos dachte an die sieben anderen Köpfe und an die Leichen,

die noch in den Tiefkühlfächern lagen. Noch heute würde er mit den Versuchen beginnen. Und dann war er seinem großen Ziel ein wesentliches Stück näher gerückt. Die ganze Welt würde noch vor ihm zittern…

***

Am nächsten Morgen herrschte trübes Wetter. Der Nebel hatte sich etwas verdichtet, und es war noch kühler geworden.

John Sinclair hatte schlecht geschlafen. Mrs. Browns Erzählungen hatten immer in seinem Kopf herumgespukt.

Es war gegen acht Uhr, als John Sinclair nach unten ging.

Mrs. Brown sah schlecht aus. Die Strapazen der vergangenen Tage hatten ihr Gesicht gezeichnet.

»Ich habe Ihnen ein Frühstück zubereitet, Mr. Sinclair«, sagte die Frau.

John bedankte sich.

Er aß Speck und Toast. Dazu trank er Tee.

Mrs. Brown frühstückte nicht. Sie saß neben John am Tisch und starrte ins Leere.

»Was haben Sie vor, Mr. Sinclair?«

John trank einen Schluck Tee, ehe er antwortete: »Ich werde mir mal das Schloß ansehen.«

Mary Brown schrak zusammen. »Wollen Sie auch sterben, Mr. Sinclair?«

John lachte. »Das hatte ich eigentlich nicht vor. Aber vielleicht können Sie mir sagen, wie ich dorthin komme.«

»Zwischen den Klippen führt ein schmaler Weg zum Schloß hoch, soviel ich weiß. Selbst bin ich diesen Weg noch nie gegangen. Man erzählt sich, er sei verhext. Ein junger Mann aus dem Dorf wollte auch mal zu dem Schloß. Fischer haben später seinen zerschmetterten Körper zwischen den Klippen gefunden.«

»Dann hat der gute Mann bestimmt nicht aufgepaßt«, erwiderte John Sinclair.

Der Scotland Yard-Inspektor zündete sich eine Zigarette an.

»Mein Sohn müßte auch bald hier sein«, sagte Mary Brown leise. »Er wollte die Nacht durchfahren.«

»Da Sie gerade das Stichwort erwähnen, Mrs. Brown: Versuchen Sie alles, was in Ihrer Macht steht, Jeff von unüberlegten Aktionen fernzuhalten.«

»Ich weiß nicht, ob ich es schaffe. Mr. Sinclair.«

Vor dem Haus klang plötzlich dreimal eine Autohupe auf.

»Das ist Jeff!«, sagte Mary Brown schnell und lief nach draußen.

John Sinclair ging zum Fenster.

Er sah, wie ein junger, kräftiger Mann aus einem knallgelben Mini-

Morris stieg und seiner Mutter in die Arme fiel.
Mary Brown sprach schnell auf ihren Sohn ein. Dann kamen beide ins Haus.
»Darf ich dir Mr. Sinclair von Scotland Yard vorstellen, Jeff?«
Jeff Brown drückte John die Hand. Es war ein kräftiger Händedruck, der bewies, daß der junge Mann auch zupacken konnte.
Jeff Brown war genauso groß wie John Sinclair, hatte jedoch pechschwarzes Haar, das modisch geschnitten war und die Ohren bedeckte. Jeff trug einen hellblauen Jeansanzug und darunter ein kariertes Sporthemd, das am Hals offen stand.
»Meine Mutter hat mir ja schon geschrieben, was hier los ist«, sagte Jeff Brown. »Ich hoffe, Mr. Sinclair, Sie werden mit einem Assistenten einverstanden sein. Ich studiere übrigens Jura und will später einmal Staatsanwalt werden.«
»Ihre Absicht in allen Ehren, Mr. Brown. Aber diesen Fall möchte ich doch allein lösen. Er ist zu gefährlich.«
Jeff lachte auf. »Inspektor, glauben Sie denn im Ernst, Sie könnten mich von meinem Entschluß abbringen? Das kommt gar nicht in Frage. Was würden Sie denn an meiner Stelle machen, wenn man Ihren Vater umgebracht hätte? So einfach alles laufenlassen? Das kann ich mir bei Ihnen auch nicht vorstellen.«
John Sinclair mußte Jeff recht geben. Er hätte auch nicht anders gehandelt.
John machte den jungen Mann noch einmal auf die Gefahren aufmerksam, die auf ihn zukommen würden.
Jeff Brown schüttelte nur den Kopf. »Ich will den Mörder meines Vaters finden.«
Mrs. Brown sah John mit einem Blick an, der ungefähr bedeuten konnte: Ich kann auch nichts dafür.
»Tja, dann werde ich mir mal die Gegend ein wenig ansehen«, sagte John Sinclair.
»Wollen Sie wirklich zum Schloß, Inspektor?« fragte Mary Brown ängstlich.
»Nein. Heute morgen noch nicht. Das Schloß habe ich mir für später vorgenommen…«
»Wohin ich dann mitgehen werde«, sagte Jeff bestimmt.
John Sinclair verabschiedete sich von den beiden Browns. Er ging zu seinem Wagen und steckte seine Taschenlampe ein. Die Pistole trug John Sinclair in einer Schulterhalfter unter der linken Achsel.
Die Menschen, denen John auf der Dorfstraße begegnete, sahen ihn scheu an. Für sie war er ein Fremder. Und Fremden begegnete man hier in Blyton mit Vorsicht. Besonders nach den Vorfällen der letzten Tage.
John verließ das Dorf und kam zum Hafen. Er war klein und lag in

einer geschützten Bucht.

Nur ein Fischerkahn schaukelte träge im Wasser. Die anderen waren schon längst auf See.

Einige Ruderboote waren an einem Poller befestigt. Regenwasser stand in kleinen Pfützen in den Booten.

John blickte auf das offene Meer. Die Wolken hingen tief, und es war nur eine Frage der Zeit, wann es regnen würde.

Das unheimliche Schloß konnte man in dem Dunst mehr ahnen als sehen. Haushohe Klippen schützten es wie ein undurchdringliches Bollwerk. Wind kam auf und trieb schwere Regenwolken vor sich her.

John entdeckte einen alten Fischer, der über den Pier schlurfte.

Der Inspektor ging zu ihm.

Der Fischer sah ihn mißtrauisch an. »Guten Morgen«, grüßte John höflich. Der Fischer brummte einen Gruß zu rück.

John fragte nach dem Weg zu dem Schloß.

Dem Fischer fiel fast vor Schreck die Stummelpfeife aus dem Mund, als er Johns Frage hörte.

»Sind Sie lebensmüde, Mister?«

»Nein.«

»Dann bleiben Sie von dem Schloß weg. Es ist verhext. Der Satan wohnt dort oben.«

Der Fischer versuchte, John Sinclair noch mit einem langen Vortrag von seinem Vorhaben abzubringen.

»Das ist ja alles schön und gut«, lächelte der Inspektor. »Aber ich muß dorthin.«

Der Fischer blickte ihn düster an und erklärte ihm dann den Weg durch die Klippen.

John Sinclair bedankte sich.

Es wurde eine mühevolle Kletterei. Die Klippen waren nass und dadurch sehr rutschig. John war froh, als er endlich den schmalen Weg fand, der zum Schloß führte.

Der Nebel verdichtete sich. John hatte das Gefühl, ganz allein auf der Welt zu sein. Von dem Schloß konnte er schon nichts mehr sehen.

Plötzlich hörte er ein Geräusch. Steine kollerten ihm entgegen. John huschte seitlich zwischen die Klippen.

Eine Gestalt schälte sich aus dem Nebel. Sie saß auf einem Fahrrad.

John Sinclair ließ den Fahrer nahe genug herankommen. Und da erkannte er ihn.

Es war der Bucklige!

John zögerte keine Sekunde.

Mit einem Satz sprang er auf den Weg.

»Stop!« peitschte seine Stimme.

Der Bucklige bremste, die Reifen griffen nicht richtig, das Rad kam ins Schleudern und rutschte zur Seite weg.

Mit einem Schrei fiel der Bucklige aus dem Sattel, war jedoch sofort wieder auf den Beinen und hechtete auf John Sinclair zu.

John hatte mit dieser schnellen Reaktion nicht gerechnet. Er mußte den Buckligen voll nehmen.

John Sinclair flog zurück zwischen die Klippen. Er schlug mit dem Schädel irgendwo gegen, und etwas schien sich in seinen Rücken zu bohren.

Der Bucklige lag über ihm.

John sah das entstellte Gesicht und den mordlüsternen Ausdruck in den Augen.

»Du Hund!« geiferte der Bucklige.

Er hatte beide Hände um Johns Kehle gekrallt, ließ jedoch plötzlich die rechte Hand los, um sein Messer zu ziehen.

John Sinclair rollte sich zur Seite weg und zog gleichzeitig die Knie an.

Der Bucklige rutschte weg und fiel neben ihn auf den Boden.

Während John hochkam, schlug er nach dem Kinn des Buckligen, fehlte jedoch, da dieser sich blitzschnell duckte und endgültig sein Messer zog.

Der Bucklige stach zu. Von unten herauf. John entging dem Stoß nur durch eine gedankenschnelle Drehung.

Der Bucklige kam aus dem Gleichgewicht.

John nutzte die Chance und schlug zu. Der Bucklige gurgelte auf. Er kippte zurück.

John wollte nachsetzen, rutschte aber weg. Nur mit Mühe konnte er sein Gleichgewicht behalten.

Der Bucklige sah eine Chance.

Das Messer zielte gegen Johns Hals. Der Inspektor bog den Kopf gerade noch zurück.

Die Klinge ritzte nur etwas Haut von seiner rechten Halsseite. Der Bucklige fluchte unterdrückt und warf sich herum. Mit ein paar Sätzen war er zwischen den Klippen verschwunden.

John nahm die Verfolgung auf.

Es war ein Spiel mit ungleichen Karten. Während der Bucklige hier jeden Stein kannte, mußte John höllisch aufpassen, daß er keinen Fehltritt machte.

Zum Glück fing es an zu regnen. Dadurch verschwand der Nebel. John konnte sich besser orientieren.

Der Inspektor sah den Buckligen auf einer vom Wind blankgeputzten Felskuppel stehen. Er winkte mit beiden Armen. Sein gellendes Lachen zerrte an Johns Nerven.

Der Bucklige lachte weiter.

John gab einen Warnschuß ab. Wieder lachte der Bucklige.

Plötzlich hatte John Sinclair ein ungutes Gefühl. Und da hörte er

auch schon hinter sich das Geräusch.
John wirbelte herum.
Zu spät. Ein gnadenloser Schlag traf ihn am Kopf. John kippte zurück. Er spürte noch, wie er irgendwo aufschlug, hörte das gellende Lachen des Buckligen und merkte nicht mehr, wie er in die Tiefe fiel.
Eine gnädige Ohnmacht hatte ihn umfangen.
Der Bucklige sprang von dem Felsen. Er lief auf den Mann zu, der John ausgeschaltet hatte.
Es war eines der Wesen von Dr. Satanos!
Der Bucklige kicherte. »Gut hast du das gemacht. Gut. Dieser Mann ist hin. Solch einen Sturz hat noch niemand überstanden.«
Und wieder gellte das schaurige Lachen des Buckligen über die Klippen…

***

Jeff Brown verschmolz fast mit dem Schatten der dicken Schloßmauer.
Er hatte es bei seiner Mutter einfach nicht mehr ausgehalten. Durch die steilen Klippen war er in einer lebensgefährlichen Klettertour bis an die Schloßmauer gelangt.
Jeff Brown verschnaufte. Er mußte sich eine Atempause gönnen.
Nach einigen Minuten schüttelte er das Seil, das über seiner Schulter hing, ab. Am Ende des Seils befand sich ein viergliedriger Enterhaken.
Jeff Brown legte sich das Seil zurecht, prüfte noch einmal kurz die Höhe, schwang das Seilende mit dem Enterhaken ein paarmal hin und her und warf das Seil geschickt hoch.
Es klappte schon beim ersten Wurf.
Der Haken hatte sich in dem dicken Gestein der Schloßmauer festgeklemmt.
Jeff zog sich die Ärmel seines dicken Pullovers hoch und machte sich an den Aufstieg.
Stück für Stück hangelte er sich an dem Seil höher.
Endlich war es geschafft.
Keuchend lag Jeff Brown auf der Schloßmauer. Sie war etwa einen halben Yard breit.
Jeff Brown sah in den Schloßhof. Leer und verlassen lag er unter ihm.
Jeff holte das Seil hoch und ließ es auf der anderen Seite der Mauer wieder hinuntergleiten.
Der Abstieg bereitete ihm weniger Mühe.
Die letzten Yards sprang Jeff Brown. Seine Gedanken kreisten um das Schloß und um John Sinclair.
Ob der Inspektor schon bei diesem Dr. Satanos war? Es war gut möglich, denn normalerweise wäre John Sinclair längst wieder zurück

gewesen.

Über Jeff Brown zogen Möwen und Krähen ihre Bahn. Das Geschrei zerrte an den Nerven des jungen Mannes. Er hatte die Vögel noch nie ausstehen können.

Jeff hatte noch keine Ahnung, wie er in das Schloß gelangen sollte. Er vertraute einfach auf sein Glück. Irgendwo fand er bestimmt eine offenstehende Tür. Vielleicht auch einen Geheimgang.

Jeff war an der Rückseite des Schlosses über die Mauer gestiegen. Er glaubte, hier ziemlich sicher zu sein, konnte jedoch nicht ahnen, daß Dr. Satanos durch einige versteckt angebrachte Fernsehkameras jeden Winkel des Schloßhofes überwachte und gerade zu dieser Zeit vor den Monitoren saß, um eines seiner Wesen zu beobachten, das er losgeschickt hatte.

Jeff Brown überwand den Schloßhof mit langen Sätzen. Er preßte sich sofort eng gegen die Rückwand des Schlosses.

Seine Blicke irrten umher, suchten nach etwaigen Beobachtern. Nichts. Alles schien ruhig und friedlich.

Jeff Brown schlich an der dicken Mauer entlang. Die erhoffte Tür oder den Geheimgang fand er nicht.

Jeff biß sich wütend auf die Unterlippe. Damit hatte er nicht gerechnet.

Schließlich hatte er erfolglos die Hälfte des Schlosses umrundet und war fast bis an das große Eingangstor vorgedrungen, als er den Mann entdeckte.

Er war groß und kräftig, sah fast normal aus. Und doch schreckte Jeff Brown etwas ab.

Es war der Gang des Mannes. Er wirkte steif, ungelenk.

»Wie ein Roboter«, flüsterte Jeff Brown, »genauso.«

Noch hatte ihn der Mann nicht gesehen. Er ging mit seinen eckigen Schritten und den Kopf starr geradeaus gerichtet auf die schwere Eichentür zu.

Wo war der Mann hergekommen? War er ein Wächter, der immer im Schloßhof patrouillierte?

Oder war er etwa von draußen gekommen? Jeff Brown fand keine Erklärung.

Der Mann hatte das Eingangsportal erreicht. Unbeirrt verschwand er in dem Schloß. Die Tür blieb einen Spalt offen.

Das war die Gelegenheit.

Jeff nahm allen Mut zusammen. Nicht ein einziges Mal kam ihm der Gedanke, in eine Falle gelockt zu werden.

Vorsichtig schlich sich der junge Mann in das Innere des Schlosses.

Eine hohe Halle nahm ihn auf.

Der Boden war mit großen, quadratischen Fliesen bedeckt. Braun und Gelb. Jeff wunderte sich ein wenig, denn die Schlösser und

Burgen, die er kannte, besaßen meistens Parkettboden.
In der Halle herrschte ein schummriges Halbdunkel. Eine breite Holztreppe führte zu einer Galerie. Oben an der Wand erkannte Jeff einige Bilder.
Ein runder Tisch mitten in der Halle fesselte Jeffs Aufmerksamkeit. Auf dem Tisch stand ein schwerer Kandelaber, in dem sieben Kerzen brannten. Sie verbreiteten einen eigentümlichen Geruch.
Leichengeruch!
Plötzlich erinnerte sich Jeff Brown an einen Bericht, den er mal gelesen hatte. Darin wurde eine Firma erwähnt, die aus Leichenfett Kerzen und andere okkulte Gegenstände herstellte.
Sollten diese Kerzen etwa auch…?
Jeff wagte diesen Gedanken gar nicht zu Ende zu führen. Auf einmal bekam er Angst. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn. Er wäre am liebsten umgekehrt.
Mit einem dumpfen Knall fiel die Eingangstür hinter Jeff Brown zu.
Der junge Mann schrak zusammen. Blitzschnell wandte er sich um, fürchtete, daß jemand hinter ihm stand.
Nichts war zu sehen.
Das wird wohl der Wind gewesen sein, beruhigte sich Jeff selbst.
Langsam ging er weiter in die große Halle hinein. Wo befand sich der Mann von vorhin?
Hatte er sich versteckt, um ihm aufzulauern?
Jeff Brown fröstelte.
Plötzlich Schritte. Tapp, tapp, tapp.
Jeff warf einen Blick zur Treppe hin. Oben auf der Galerie sah er zwei Beine. Jeff erkannte den roboterhaften Gang. Das war der Mann von vorhin. Jetzt hatte er die oberste Treppenstufe erreicht.
Jeff Brown stand wie gelähmt, seine Augen starr auf die Treppe gerichtet. Dann sah er den Mann ganz. Vorhin auf dem Schloßhof hatte er nichts in den Händen gehabt.
Nun trug er eine gefährliche Waffe.
Ein Schwert! Er hielt es in der rechten Hand.
Jeffs Erstarrung löste sich. Unwillkürlich wich er zurück. Er dachte nur an eines – Flucht!
Jeff hetzte zur Tür, rüttelte an der schweren Klinke.
Verschlossen!
Ein plötzlich einsetzendes teuflisches Gelächter ließ ihm fast das Blut in den Adern gefrieren.
Eine Stimme erscholl. »Geben Sie sich keine Mühe, junger Mann! Die Tür ist zu! Sie sind mein Gefangener!«
Jeff wirbelte herum.
Der Mann mit dem Schwert war nähergekommen. Nur noch wenige Yards trennten die beiden.

Und da erwachte in Jeff Brown der Lebenswille. Zum Teufel noch mal, so einfach würde er sich nicht abschlachten lassen. Wozu war er auf der Uni einer der besten Sportler?

Leicht geduckt erwartete Jeff seinen Gegner.

Der Mann hob das Schwert. Nicht mit einer flüssigen, eleganten Bewegung, sondern es war wie bei einem Hampelmann, wenn man dessen Arm mit einem Faden hochzieht.

Der Hieb pfiff durch die Luft. Von oben nach unten.

Jeff hatte keine Mühe wegzutauchen.

Zu einem zweiten Schlag wollte er den Kerl gar nicht erst kommen lassen.

Jeff Brown holte die Rechte aus der Hüfte. Voll donnerte er sie dem Mann ins Gesicht.

Und dann geschah etwas Schreckliches.

Der Kopf flog von diesem Schlag zur Seite, kippte auf die Schulter.

Jeff Brown stand starr vor Grauen.

Wogegen hatte er gekämpft? War es ein Mensch, ein Monster? Jeff fand keine Erklärung.

Das Wesen drehte sich jetzt um die eigene Achse. Durch die Fliehkraft schleuderte der Kopf hin und her. Drähte wurden sichtbar. Plötzlich sprühten Funken.

Dann brach der Robotermensch zusammen.

Schwer atmend und naß geschwitzt blickte Jeff Brown auf das Monster. Er konnte alles nicht begreifen.

Wieder gellte das teuflische Lachen auf. Aber diesmal nicht durch Lautsprecher verstärkt, sondern direkt hinter Jeffs Rücken.

Der junge Mann kreiselte herum.

Vor ihm stand Dr. Satanos…

Der Wissenschaftler hielt eine Pistole in der rechten Hand. Die Mündung zeigte auf Jeff Browns Magen.

Mit der freien Hand deutete Dr. Satanos auf das am Boden liegende Wesen. »Damit haben Sie sich selbst Ihr Todesurteil ausgestellt, junger Mann.«

Jeff Brown biß die Zähne zusammen. Nur keine Angst zeigen, sagte er sich. »Was macht Sie denn so sicher, Mister? Mit diesen Figuren wie dem da können Sie mir keine Angst mehr einjagen.«

Satanos lächelte kalt. »Sie Narr. Sie hirnverbrannter Idiot. Was glauben Sie denn, wo Sie sind? In einem Mädchenpensionat? Ich bin Dr. Satanos. Ich kann Sie zerquetschen wie eine Laus. Wie heißen Sie überhaupt?«

»Mein Name ist Jeff Brown«, erwiderte der junge Mann ruhig.

Satanos' Gesicht verzog sich. »Ich kannte mal einen Konstabler Brown. Er wollte mich verhaften. Jetzt liegt er…«

»Dieser Konstabler Brown ist mein Vater«, unterbrach ihn Jeff mit

klirrender Stimme.

Satanos lachte. »Das ist gut. Wirklich. Dann kann ich den Sohn ja gleich neben den Vater legen. Ist mal was anderes.«

Jeff machte Anstalten, sich auf den Wissenschaftler zu stürzen. Satanos ging zwei Schritte zurück.

»Vorsicht!« zischte er. »Ich werde Sie gnadenlos erschießen.«

Jeff stoppte seinen Angriff. Vielleicht war es wirklich besser, den Mann nicht zu reizen. Es würde sich bestimmt noch eine günstigere Gelegenheit bieten.

»Und nun werden wir beide mal einen kleinen Spaziergang machen«, sagte Satanos. »Drehen Sie sich um.«

Jeff gehorchte.

»Gehen Sie langsam auf die Tür im Hintergrund der Halle zu.«

Auch das tat Jeff. Kurz bevor er die Tür erreicht hatte, öffnete sie sich automatisch. Selenzellen, dachte Jeff.

Ein dunkler Schlund gähnte ihm entgegen.

»Der Lichtschalter befindet sich rechts oben.«

Jeff schaltete das Licht ein. Eine Steintreppe führte nach unten.

Die beiden Männer gingen in das unterirdische Kellerlabor. Jeff kam aus dem Staunen nicht mehr raus, als er diese moderne Hexenküche sah.

Dr. Satanos trieb ihn durch alle Räume, vorbei an den Monitoren, den Experimentierlabors und in die Kühlkammer.

Sieben Bahren standen dort nebeneinander. Auf den Bahren lagen Leichen.

Jeff Brown warf einen scheuen Blick auf die Toten und zuckte plötzlich wie vom Schlag getroffen zurück.

Auf der letzten Bahre lag sein Vater!

Wenigstens war es der Kopf seines Vaters. Doch der Körper gehörte einem anderen.

Jeff stöhnte auf. Was er hier sah, war zu viel für seine Nerven.

Hinter ihm kicherte Satanos. »Eine hübsche Überraschung, wie? Vater und Sohn treffen sich wieder.«

Jeff wollte etwas sagen, seine Wut hinausschreien, da traf ihn ein harter Schlag am Hinterkopf.

Bewußtlos sackte Jeff zusammen.

Dr. Satanos sprang über ihn hinweg und öffnete die Tür zur Folterkammer. Seine Pistole, mit der er zugeschlagen hatte, steckte er ein, denn er brauchte beide Hände, um den jungen Mann in die Folterkammer zu schleifen.

Einige Ratten stoben quietschend davon, als sie die Menschen sahen.

»Ihr habt Hunger, was?« geiferte Satanos. »Ihr werdet schon bald satt werden. Wartet nur ab.«

Satanos zog Jeff Brown bis zu einer Querwand. In das dicke Gestein

waren Ringe eingelassen, an denen schwere Ketten hingen. Die Ketten waren verrostet, doch die Manschetten hatte Satanos säuberlich gepflegt. Auch die Schlösser waren gut geölt.

Knackend schlossen sich die Manschetten um Jeff Browns Handgelenke.

Dr. Satanos trat zurück und wartete ab. Die Ketten waren nicht lang. Der Gefangene konnte sich nicht hinstellen. Nur knien.

Es dauerte noch einige Minuten, bis Jeff aus seiner Ohnmacht erwachte. Und wieder dauerte es einige Zeit, bis er einigermaßen aufnahmefähig war.

In der Folterkammer hatte Dr. Satanos extra kein elektrisches Licht angelegt. An einer Wand hingen in eisernen Haltern Pechfackeln. Eine davon hatte Satanos angezündet. Er leuchtete Jeff mit der Fackel ins Gesicht.

Der junge Mann kniff blinzelnd die Augen zusammen.

»Sieh dich um«, flüsterte Satanos. »Sieh dich nur um. Du befindest dich hier in einer Folterkammer. Da«, Satanos' linker Arm schoß vor, »steht die Eiserne Jungfrau. Und dort eine Streckbank. Aber damit werde ich dich wohl kaum belästigen. Du bist reif für die Guillotine.«

Satanos' Worte drangen nur langsam in Jeffs Gehirn. Er litt immer noch unter den Auswirkungen der Bewußtlosigkeit. Satanos redete noch viel wirres Zeug. Doch seine letzten Worte hörte Jeff mit fast brutaler Deutlichkeit.

»Und weißt du, wer dein Henker sein wird, junger Mann?«

»Laß mich in Ruhe«, stöhnte Jeff.

»Dein Vater wird es sein. Dein eigener Vater!«

***

Der beißende Schmerz brachte John Sinclair wieder in die Wirklichkeit zurück.

Nur mit Mühe öffnete er die schweren Augenlider.

Was er sah, brachte ihn fast an den Rand der Verzweiflung.

Tief unter ihm schäumte das Meer gegen die steilen, scharfkantigen Klippen.

Er selbst lag auf einem schmalen Felsvorsprung, konnte jeden Moment abrutschen und in die tödliche Tiefe stürzen.

John Sinclair schloß die Augen. Er stöhnte. Fast jede Stelle an seinem Körper schmerzte.

John hob den rechten Arm, tastete nach seinem Kopf. Seine Fingerspitzen wurden feucht und klebrig.

Blut. Er mußte mit dem Kopf irgendwo gegengestoßen sein.

Was war überhaupt geschehen? John Sinclair konzentrierte seine Gedanken auf die Zeit vor der Bewußtlosigkeit.

Da war der Bucklige gewesen. Er hatte mit ihm gekämpft. Und dann

dieser plötzliche Schlag gegen den Kopf. Er war gefallen, und von dort an hatte er Sendepause. Nur einer gütigen Fügung des Schicksals war es zu verdanken, daß John Sinclair nicht auf den scharfkantigen Klippen zerschmettert war.

John blieb noch einige Zeit liegen, machte Atemübungen, sammelte neue Kräfte.

Dann glaubte er, genügend Kraft zu haben, um sich aus seiner mißlichen Lage befreien zu können.

John drehte den Kopf, so gut es ging.

Über sich erkannte er eine Felswand, etwa zwei Yards hoch. Dort mußte er hinabgestürzt sein. Die Wand wies Risse und Spalten auf. Einem geübten Kletterer würde es keine große Mühe bereiten, sie zu überwinden.

Aber John Sinclair?

Trotzdem machte sich der Inspektor an den Aufstieg. Es blieb ihm nichts anderes übrig.

Es war schon eine überaus schwierige Aufgabe, auf dem kleinen Felsvorsprung auf die Füße zu kommen.

John schaffte es mit zitternden Knien.

Danach stützte er sich mit beiden Händen an der Wand ab und gönnte seinem Körper eine Pause.

Weiter ging es.

John suchte sich die größten Spalten und Risse aus, hoffte, daß sie seinem Körpergewicht standhielten.

John Sinclair schaffte es. Hinterher konnte er jedoch selbst nicht sagen, wie.

Völlig ausgepumpt lag er oben auf dem kleinen Plateau. Einige Yards entfernt sah er den Weg, der zum Schloß führte.

John blickte auf seine Uhr, die den Absturz überstanden hatte. Er war höchstens eine halbe Stunde bewußtlos gewesen. Die Mittagszeit war gerade vorbei.

John vermißte seine Pistole. Sie war bei dem Sturz bestimmt unten in das Meer gefallen.

John Sinclair entschloß sich, erst einmal wieder zurück ins Dorf zu gehen.

Und dieser Weg wurde für ihn kein Zuckerschlecken. Mehrmals drohte ihn die Ohnmacht zu überwältigen. Doch sein eiserner Wille hielt ihn aufrecht.

Er sah nicht die bestürzten und erstaunten Gesichter der Menschen, als er nach Blyton hineintorkelte.

Jemand faßte seinen Arm. »Wo möchten Sie hin?«

»Zu Konstabler Browns Haus«, keuchte John.

»Ich helfe Ihnen.«

Mary Brown fiel fast selbst in Ohnmacht, als sie John sah.

»Um Gottes willen, Mr. Sinclair. Kommen Sie. Sie sind ja verletzt. Einen Arzt, schnell.«

John winkte müde ab. »Ich brauche keinen Arzt. Haben Sie keine Tabletten und Salbe für meine Wunden?«

»Sicher, Mr. Sinclair. Aber…«

»Nichts aber. Das reicht. Ich bin nicht aus Pappe. Und sagen Sie Ihrem Sohn, er soll…«

»Mein Sohn ist nicht da.«

»Was?« John riß seinen Kopf hoch. »Ja, zum Teufel, wo ist er denn?«

Tränen traten plötzlich in Mary Browns Augen. »Er – er… ist zum Schloß gegangen«, schluchzte sie…

***

»Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte John Sinclair. Ächzend ließ er sich in einen Sessel fallen.

Mary Brown nickte verkrampft. »Jeff hielt es einfach nicht mehr aus. Er hatte gedacht – nun… Er meinte… Sie wären auch in dem Schloß.«

John Sinclair wischte sich über seine naß geschwitzte Stirn. »Wissen Sie, was das bedeutet, Mrs. Brown?«

»Ich kann es mir denken.«

»Wir wollen uns nichts vormachen. Ihr Sohn schwebt in allerhöchster Lebensgefahr. Ich muß schnellstens wieder in das Schloß.«

»Aber erst muß ich Ihre Wunden behandeln, Mr. Sinclair. Ich war während des Krieges Helferin bei den Sanitätern. Ich verstehe etwas von der Sache.«

Mary Brown hatte wirklich nicht übertrieben. Sie behandelte Johns Platzwunde am Kopf und auch die Hautabschürfungen sicher und geschickt. Jod und Salbe brannten zwar höllisch, doch nach einer gewissen Zeit ließ der Schmerz nach. Zum Schluß klebte Mrs. Brown John ein Pflaster auf den Kopf. Schließlich schluckte er noch zwei Tabletten.

»Ich danke Ihnen vielmals«, sagte John Sinclair.

Mary Brown wehrte verlegen ab. »Aber das war doch selbstverständlich.« Während die Frau Johns Wunden behandelt hatte, war in seinem Kopf schon ein Plan gereift.

»Sagen Sie, Mrs. Brown, gibt es hier in Blyton irgendwelche Unterlagen über das Schloß?«

Die Frau dachte scharf nach. »Nicht, daß ich wüßte, aber versuchen Sie es doch mal im Pfarrhaus bei Father Syndham. Dort gibt es eine Art zentrale Verwaltungsstelle für das Dorf.«

»Die Idee ist gar nicht schlecht«, sinnierte John. »Wie komme ich denn da hin?«

Mrs. Brown erklärte ihm den Weg.

Danach verabschiedete sich John von der hilfsbereiten Frau. Mrs.

Brown hatte Tränen in den Augen, als sie sagte: »Holen Sie Jeff gesund wieder, Inspektor. Bitte.«

John lächelte zuversichtlich. »Wird schon schiefgehen, Mrs. Brown.«

In Wirklichkeit war er sich gar nicht mal so sicher, daß Jeff Brown noch lebte. Aber diese Gedanken konnte er einer verzweifelten Mutter beim besten Willen nicht mitteilen.

Das Pfarrhaus war ein altes Steingebäude und stand direkt neben der Kirche und dem kleinen Friedhof. Zwei Trauerweiden standen vor dem Eingang des Pfarrhauses. Sie gaben dem ganzen Bild einen düsteren, melancholischen Charakter.

John drückte auf den altmodischen Klingelknopf. Schwere Schritte näherten sich der Holztür.

Dann stand Father Syndham vor ihm. John Sinclair stellte sich vor und brachte sein Anliegen dar.

Father Syndham, ein kleiner Mann um die Fünfzig mit rosigem Gesicht und einer spiegelblanken Glatze, nickte bestätigend.

»Dann kommen Sie mal herein junger Mann«, sagte er mit sonorer Stimme, die gar nicht zu seinem Äußeren paßte.

Der Father führte John in sein Arbeitszimmer. Mit Büchern vollgestopfte Regale zogen sich bis zur Decke hin.

»Mein ganzer Stolz«, sagte Father Syndham lächelnd.

John nickte anerkennend. »Fast wie das Archiv von Scotland Yard.«

Mit diesem Lob war das Eis zwischen den beiden gebrochen.

»Dann werde ich mal sehen, was ich für Sie tun kann, Inspektor.«

Father Syndham kramte in dem Regal, herum und kam mit einem alten Wälzer zu John Sinclair.

Er legte das Buch auf seinen Schreibtisch. »Hier steht alles drin, was je über unser Dorf und seine Umgebung aufgezeichnet wurde.«

John interessierte nur das Schloß. Ein ganzes Kapitel handelte von der Entstehungsgeschichte und den früheren Besitzern des Schlosses. Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts war kein Besitzer mehr vermerkt. Die Eintragungen hörten abrupt auf. John erkundigte sich nach dem Grund.

Father Syndham zuckte die Schultern. »Genaues kann ich Ihnen auch nicht sagen. Ich habe nur gehört, daß die letzten Besitzer, als sie auf Urlaub in Indien waren, an einer Seuche gestorben sind. Von da an hat sich eigentlich niemand richtig um das Schloß gekümmert.«

John kaute nachdenklich auf der Unterlippe. »Gibt es vielleicht einen Grundriß vom Schloß?«

»Den gibt es, Inspektor. Sogar in diesem Buch. Ganz vorn. Warten Sie, ich schlage Ihnen die Seite auf. Aber sagen Sie: Weshalb interessieren Sie sich eigentlich so für das Schloß? Und dann sind Sie noch von Scotland Yard. Komisch. Man hörte ja einiges, wissen Sie, aber…«

John klopfte Father Syndham jovial auf die Schulter. »Das erzähle ich Ihnen später alles einmal, Father.«

»Ich nehme Sie beim Wort, Inspektor. Übrigens, ich habe auch einen guten Whisky. Möchten Sie vielleicht?«

»Danke. Im Augenblick nicht.«

Father Syndham hatte inzwischen die Karte aufgeschlagen. John studierte sie genau. Der Grundriß des Schlosses war sehr präzise. Es waren die Kellerräume und die Folterkammer eingezeichnet.

Und noch etwas fiel dem Inspektor auf.

Eine Linie, die von Osten nach Westen führte, also zum Meer hin.

»Hat das Schloß einen Zugang zum offenen Meer?« erkundigte sich John.

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, Inspektor«, erwiderte Father Syndham. »Ist denn so etwas eingezeichnet?«

»Es scheint so. Hier, sehen Sie selbst.«

Der Father beugte sich über die Zeichnung. »Ich muß ehrlich gestehen, Inspektor, daß ich davon keine große Ahnung habe. Ich meine, vom Kartenlesen. Eine Entscheidung können Sie von mir beim besten Willen nicht verlangen.«

»Das hatte ich auch gar nicht vor, Father.«

John Sinclair erhob sich.

»Vielen Dank für Ihre Mühe, Father Syndham. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Das hoffe ich, Inspektor. Das hoffe ich. Warten Sie, ich begleite Sie noch bis zur Tür.«

Draußen atmete John Sinclair die kühle Luft ein. Nicht mehr allzu lange, dann würde es dunkel werden. John mußte sich beeilen.

Die Idee mit dem Meerzugang ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Es mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn dieser Zugang nicht zu finden war.

John Sinclair eilte in Richtung Hafen. Er hatte bei seinem ersten Besuch dort ein Geschäft gesehen, in dem alle möglichen Sachen verkauft wurden. Unter anderem auch Taucherausrüstungen.

Ein etwa zwanzigjähriger Mann mit langen roten Haaren bediente dort.

John trug ihm seine Wünsche vor.

»Eine Taucherausrüstung wollen Sie, Mister? Wofür das denn?«

John Sinclair blieb weiterhin freundlich. »Das ist meine reine Privatsache, junger Mann. Haben Sie diese Ausrüstung nun oder nicht?«

»Natürlich«, knurrte der Junge. Anscheinend war er beleidigt.

John kaufte noch ein Tauchermesser, gewissermaßen als Ersatz für seine verlorengegangene Pistole.

John hatte sich die Taucherausrüstung auch nur für den Notfall

gekauft, falls er mal wirklich ein Stück unter Wasser zurücklegen mußte. Der Sauerstoff in den Flaschen reichte für zwei Stunden. John fand, daß das Zeit genug war.

»Wo kann ich mir denn hier ein Boot leihen?« fragte John den nicht gerade freundlichen jungen Mann.

»Auch bei uns. Was soll's denn für eines sein?« Er zählte verschiedene Marken und Typen auf.

John Sinclair entschied sich für ein kleines Schlauchboot mit Außenbordmotor. »Und dann machen Sie mal die Rechnung fertig«, sagte der Inspektor zum Schluss.

Der Junge zählte zusammen. John mußte grinsen, als er den Betrag sah. Das war wieder was für das Spesenkonto. Wo sich seine Vorgesetzten sowieso immer knauseriger anstellten.

Als John bar bezahlte, wurde der junge Mann direkt um drei Grade freundlicher. Er half John sogar, die Sachen zum Hafen zu tragen.

Einige Fischer sahen neugierig zu, wie John Sinclair seine Ausrüstung verstaute und selbst in das Boot stieg. Der Motor sprang beim dritten Versuch an. Tuckernd verließ das Schlauchboot den kleinen Hafen.

John steuerte nach Norden, den Klippen zu.

Die Fischer, die ihn immer noch beobachteten, schüttelten nur die Köpfe.

»Ein Selbstmörder«, sagte einer. Seine Kameraden nickten bestätigend.

Und hätte man John Sinclair selbst gefragt, seine Antwort wäre auch nicht anders ausgefallen…

***

Die beiden Girls hießen June Hillary und Cora Wilkens. Sie waren 20 Jahre jung und kannten sich schon seit ihrer Kindheit.

Beide studierten sie in Oxford. June Hillary Psychologie und Philosophie und Cora Wilkens Physik und Biologie. Die Mädchen hatten auch das gleiche Hobby. Trampen.

Momentan hatten sie ihr Studium für zwei Wochen unterbrochen, um sich Cornwall anzusehen.

»Hier in der Nähe von Blyton soll es ein altes Schloß geben«, sagte June Hillary und ließ sich schwer atmend auf einen Baumstumpf fallen.

Sie schnallte den Rucksack vom Rücken und schüttelte ihre langen, blonden Haare. June Hillary hatte ein hübsches Gesicht mit einer Unzahl Sommersprossen über der kleinen Nase. Mit ihrer wohlproportionierten Figur hätte sie fast jedes Mannequin ausgestochen.

Cora Wilkens hingegen war wesentlich kleiner als ihre Freundin. Ihr dunkelbraunes Haar war kurz geschnitten und lag wie ein Helm am

Kopf. Cora war ein ernster Typ. Ihre fast schwarzen Augen blickten immer etwas melancholisch.

Auch Cora nahm ihren Rucksack ab.

June rückte ein Stück zur Seite, so daß ihre Freundin ebenfalls auf dem Baumstumpf Platz finden konnte.

»Wir werden in Blyton übernachten«, sagte June, »und uns morgen ein Boot mieten und etwas aufs Meer fahren.«

Cora nickte nachdenklich. »Wann sehen wir uns denn das Schloß an? Allzuviel Zeit haben wir nicht mehr. Wir müssen auch wieder an unser Studium denken.«

June lachte. »Das Studium läuft uns nicht weg.« Sie warf die Arme hoch und reckte sich. »Ist es denn nicht herrlich hier?«

»Du hast immer noch nicht meine Frage beantwortet. Wann gehen wir zum Schloß?«

»Ich würde das Gemäuer am liebsten noch heute nacht besichtigen. Vielleicht begegnen wir einem Gespenst.« Das Girl lachte über ihre eigenen Worte laut auf.

»Nun mal im Ernst.« Cora wurde leicht ärgerlich. »Übernachten wir heute abend in Blyton?«

June nickte, daß ihre blonden Haare flogen. »Ja. Aber morgen machen wir die Bootsfahrt und besichtigen das Schloß.«

»Gut.«

»Na, dann wollen wir mal wieder.« June faßte ihren Rucksack und schnallte ihn auf dem Rücken fest.

Cora tat es ihr nach.

Die beiden Mädchen marschierten auf der Landstraße entlang in Richtung Blyton.

»Weißt du eigentlich, wie weit es noch bis zu dem Dorf ist?« fragte June ihre Freundin, nachdem sie etwa eine Viertelstunde gegangen waren.

»Das kann ich dir auch nicht genau sagen. Aber vor der Dunkelheit müßten wir es eigentlich schaffen«, erwiderte Cora.

»Hoffentlich.«

»Warte mal, June. Da hinten kommt ein Radfahrer. Bei dem können wir uns ja mal erkundigen.«

»Gute Idee. Hätte fast von mir sein können.«

Die beiden Girls ahnten nicht, daß sie dem Tod direkt in die Arme liefen…

***

Wie eine Gemse kletterte der Bucklige zwischen den Klippen herum.

Er suchte John Sinclairs Leiche. Für ihn war es unbegreiflich, daß er den Körper noch nicht gefunden hatte.

Nach einiger Zeit drückte sich Tom in eine Felsspalte und überlegte.

Sollte der Mann ins Meer gestürzt sein? Technisch kaum möglich, denn normalerweise mußte er zwischen den Klippen liegen. Aber vielleicht war er irgendwo gegengeprallt und weit nach vorn geschleudert worden und somit in die Brandung gekommen.

Der Bucklige machte sich Vorwürfe. Hätte er nur sofort nachgesehen. Aber er war im ersten Moment der Panik zu seiner Hütte gefahren und hatte sich dort für eine Weile versteckt.

Tom war wütend. Er hätte seinem Herrn gern noch einen Menschen gebracht.

Der Bucklige gab die Suche auf. Geschickt kletterte er nach oben und erreichte den Weg, wo er sein Fahrrad an einen Felsen gelehnt hatte.

Mürrisch schwang er sich in den Sattel. Langsam fuhr er den steilen Pfad hinab in Richtung Blyton. Er war fest entschlossen, heute noch Nachschub für seinen Herrn zu besorgen.

Bevor Tom Blyton erreichte, bog er in einen noch schmaleren Weg ab. Er traute sich nicht, direkt in den Ort hineinzufahren. Er wollte warten, bis es dunkel war, und sich außerdem dem Dorf aus einer anderen Richtung nähern.

Der Weg führte am Sumpf vorbei. Tom fuhr zügig weiter. Er kannte die Gegend wie seine Westentasche.

Schließlich erreichte er die Landstraße und sah in der Ferne plötzlich zwei Punkte, die sich langsam näherten.

»Menschen!«

In dem Buckligen erwachte das Jagdfieber. Sollte er tatsächlich Erfolg haben? Aber es waren zwei. Ein etwas ungleiches Verhältnis.

Tom radelte ihnen entgegen.

Schon bald erkannte er, daß es Mädchen waren.

Ein teuflisches Grinsen legte sich auf seine Lippen.

Frauen! Ja, der Doktor hatte davon gesprochen. Er wollte für seine Experimente nicht nur Männer haben.

Die beiden Girls winkten ihm schon von weitem zu.

Der Bucklige kicherte. Die Närrinnen liefen ihm wie von selbst in die Falle.

Wenige Yard, vor den beiden trat Tom den Rücktritt.

Schlingernd kam sein Rad zum Stehen. Als er sich aus dem Sattel schwang und die beiden Girls seine Gestalt sahen, zuckten sie zusammen, hatten sich jedoch schnell wieder in der Gewalt.

Cora übernahm die Initiative.

»Guten Abend, Mister. Wir hätten eine bescheidene Frage. Wie weit ist es noch bis Blyton?«

»Wie?« sagte Tom mit kratziger Stimme.

Das Girl wiederholte die Frage. Und das war auch Toms Absicht gewesen, denn er wollte Zeit gewinnen. Wenigstens für ein paar Minuten, bis er sich einen Plan zurechtgelegt hatte.

»Es sind etwa – etwa… drei Meilen«, dehnte Tom. »Sie können es noch vor der Dunkelheit schaffen. Wissen Sie denn schon, wo Sie übernachten wollen?«

»Nein. Meine Freundin und ich werden in irgendeinem Gasthaus schlafen.«

»Nun… eh…« Tom druckste ein wenig herum.

»Was ist denn, Mister?« fragte June.

»Ich meine, wenn Sie wollen. Oder haben Sie schon mal in einem Schloß übernachtet?«

»In einem Schloß?« echoten die beiden.

»Ja. Natürlich wäre es kostenlos für Sie. Mein Herr würde sich freuen. Ich bin nämlich sein Diener, wissen Sie.«

Die Girls blickten sich an.

»Was meinst du, Cora? Ich wäre dafür.«

Cora wiegte den Kopf. »Ich habe da meine Bedenken«, sagte sie so leise, daß es nur June hören konnte. »Ich traue dem Burschen nicht. Rein gefühlsmäßig. Er hat verschlagene Augen. Und wer weiß, was uns dort oben erwartet.«

»Wenn du meinst«, murrte June.

»Also, Mister«, Cora wandte sich wieder an den Buckligen, »Ihr Angebot in allen Ehren, wir haben uns jedoch entschlossen, in Blyton zu übernachten. Es scheint uns, entschuldigen Sie bitte, sicherer.«

Tom sah seine Felle wegschwimmen. Noch einmal versuchte er es.

»Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben. Dort oben tut Ihnen niemand etwas.«

»Trotzdem, Mister.« Cora faßte ihre Freundin am Arm.

Da sah der Bucklige rot.

Er warf sein Fahrrad auf die Straße und griff im gleichen Moment unter die Jacke.

Als seine Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie ein Messer. Die beiden Girls, die schon halb an Tom vorbei waren, zuckten zurück.

Mit zwei gleitenden Schritten stand der Bucklige vor ihnen.

»Ihr kommt mit, verstanden?«

Cora war die Mutigste. Sie trat vor. »Stecken Sie das Messer ein, Mister. Sie machen sich unglücklich.«

Tom schüttelte den Kopf.

»Stecken Sie das Messer weg!« schrie Cora.

Das hätte sie nicht tun sollen. Denn Sekundenbruchteile später stieß Tom zu…

***

Der Bucklige stand da wie festgewachsen. Er beobachtete interessiert, wie Cora langsam in die Knie brach, wie das Blut zwischen ihren gespreizten Fingern aus der Wunde quoll. June Hillarys Schrei riß ihn

wieder in die Wirklichkeit zurück. Tom sprang auf das blonde Mädchen zu, wollte es packen.

Im gleichen Augenblick wandte sich June um. Wie von Furien gehetzt rannte sie die Straße hinunter, in Richtung Blyton.

Tom nahm die Verfolgung auf. Aber nicht zu Fuß, sondern auf seinem Rad.

Schon bald hatte er die Flüchtende eingeholt.

Brutal fuhr Tom dem Girl in den Rücken.

June Hillary stürzte.

Der Bucklige sprang noch im Fahren aus dem Sattel. Das Rad rollte führerlos in den Straßengraben.

Ehe June Hillary überhaupt halbwegs zur Besinnung kam, war Tom schon über ihr.

Er stieß ihr beide Knie in den Rücken, und seine Hände legten sich wie Stahlklammern von hinten um ihren Hals.

Verzweifelt schnappte das Girl nach Luft.

Tom ließ ihr keine Chance. Während er zudrückte, preßte er gleichzeitig ihr Gesicht in den Straßenstaub.

Junes Kampf dauerte noch eine halbe Minute. Dann erschlaffte sie.

Tom stand keuchend auf. Der Kampf hatte auch ihn Kraft gekostet. Sein Blick schweifte über die Straße. Zum Glück war niemand zu sehen.

Der Bucklige drehte June auf den Rücken, bückte sich und hielt sein Ohr an ihren Mund.

Das Mädchen atmete noch.

Es würde eine Beute für Dr. Satanos werden. Bei diesem Gedanken verzog sich Toms Gesicht zu einem gemeinen Grinsen.

Dann lief er zu dem anderen Girl zurück.

Cora war tot. Ein blühendes, junges Leben war sinnlos ausgelöscht worden.

Cora lag auf der Seite. Noch im Todeskampf hatten sich ihre Finger um den Griff des Messers gekrallt. Tom hatte Mühe, das Mordinstrument aus ihrem Körper herauszuziehen.

Er wischte die Klinge an der Kleidung der Toten sauber und zog Cora anschließend in den Straßengraben, wo er Laub und Äste über sie legte, damit sie nicht so schnell entdeckt werden konnte.

Tom betrachtete zufrieden sein grausiges Werk und lief zu der bewußtlosen June zurück, hob sie hoch und warf sie sich über die linke Schulter.

Es war erstaunlich, wieviel Kraft in diesem Burschen steckte.

Tom ging noch mal in die Knie und hob sein Fahrrad auf. Er schob es mit der rechten freien Hand neben sich her. Mit der linken Hand hielt er die auf seiner Schulter liegende June fest.

Der Bucklige schlug sich seitwärts in die Büsche. Sein Ziel war das

Schloß.

Es wurde ein beschwerlicher Weg, und Tom mußte manche Pause einlegen.

Zwischendurch erwachte June einmal aus ihrer Ohnmacht. Daraufhin schickte sie Tom mit einem gezielten Schlag wieder in die Bewußtlosigkeit.

Dr. Satanos hatte Toms Ankunft schon auf seinen Monitoren mitbekommen.

Er kam seinem Diener bereits in der Halle entgegen.

Der Bucklige legte die immer noch ohnmächtige June auf den Boden und erstattete Dr. Satanos Bericht.

Der hörte Tom an, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Schließlich sagte er: »Das hast du gut gemacht, Tom.«

Der Bucklige errötete unter dem Lob seines Herrn.

Satanos lächelte kalt. »Ja«, flüsterte er. »Ich brauche Frauen. Unbedingt. Noch heute nacht werde ich einen Versuch starten. Ich werde die Frau enthaupten und ihren Kopf auf den Körper dieses Jeff Brown pflanzen. Ich bin gespannt, ob dieses Experiment gelingt. Komm mit in mein Labor, Tom.«

Die beiden Männer gingen wieder in den Keller. Dr. Satanos schloß die Folterkammer auf.

Diesmal hatte er eine Taschenlampe bei sich. Er leuchtete Jeff Brown an, der immer noch angekettet auf dem Boden hockte.

»Sie bekommen Besuch. Eine junge Dame. Sie können sich ja mit ihr noch bis zu Ihrer Enthauptung die Zeit vertreiben.« Satanos' Stimme troff vor Zynismus.

Jeff erwiderte nichts. Er spuckte nur aus.

»Tom!« zischte Satanos. Der Bucklige wußte Bescheid. Blitzschnell zog er sein Mordmesser.

Zwei lange Schritte brachten ihn in Jeffs Nähe.

»Aber laß ihn noch leben«, sagte Satanos.

Der Bucklige atmete schwer. Jetzt war es wieder soweit.

Mit einem harten Griff riß er Jeffs Hemd entzwei. Die nackte Haut lag vor ihm.

Im Strahl der Taschenlampe sah Jeff, wie sich die Klinge seiner Brust näherte. Unzählige Schweißtropfen glitzerten auf seiner Stirn.

Jeff biß sich in die Unterlippe. Er schmeckte Blut. Noch weiter rutschte er zurück. Dann saß er mit dem Rücken an der Wand.

Und immer noch war der gnadenlose Lichtstrahl auf ihn gerichtet.

Der Bucklige setzte die Messerspitze auf Jeffs Brust. Ein winziger Blutstropfen quoll hervor. In diesem Augenblick stöhnte die bewußtlose June Hillary auf.

»Kette sie auch an, Tom!« schnarrte Satanos.

Jeff sah es Toms enttäuschtem Gesicht an, was der Bucklige von dem

Befehl hielt. Trotzdem gehorchte er. Er zog das blonde Girl neben Jeff Brown, löste ihm die Kette von dem rechten Handgelenk und ließ sie dafür um June Hillarys linkes Handgelenk schnappen.

»Gut«, lobte Satanos seinen Diener.

Tom trat zurück. »Soll ich ihn nicht doch noch…?«

»Nein, Tom.« Satanos' Stimme klang ätzend wie Säure, »Laß ihn die nächsten beiden Stunden noch genießen. Ich bin schließlich kein Unmensch. Sie haben sogar noch jeder einen Arm frei. Und was man damit noch alles machen kann…« Satanos lachte dreckig.

Jeff Brown mußte sich verdammt beherrschen, um ihm nicht seine gesamte Wut ins Gesicht zu schreien. Noch glaubte er an eine Chance.

Die beiden Männer verließen die Folterkammer. Vor den Bahren mit den Wesen blieben sie stehen.

»Sie gehorchen mir jetzt alle«, flüsterte Satanos. »Ich brauche nur ein elektrisches Signal zu geben, und sie folgen meinen Befehlen.«

Dr. Satanos trat an einen kleinen grauen Kasten, der auf einem Tisch stand. Der Kasten hatte an der Vorderseite vier Knöpfe und eine Skala.

Satanos schaltete den Apparat ein. »Das ist der Computer«, erklärte er. »In die Köpfe der Wesen habe ich einen Sender einoperiert. Sie werden jetzt meinen Befehlen gehorchen.«

Satanos drehte noch einen Knopf.

»Paß auf!« zischte er Tom zu.

Wie auf Kommando begannen sich die Gestalten auf den Bahren zu bewegen. Langsam setzten sie sich hin.

Gebannt beobachteten Satanos und der Bucklige die weiteren Vorgänge.

Die sieben Wesen standen auf, liefen im Kreis. Hintereinander.

Es war ein makabres Schauspiel.

Keines der Wesen konnte auch nur ein Wort sprechen. Wie Roboter führten sie ihre Bewegungen aus. Überdeutlich klangen ihre Schritte auf dem Steinboden.

Satanos Augen leuchteten. »Mein Werk«, flüsterte er, »mein Werk.«

Tom nickte schweigend. Auch er war fasziniert.

Nach einigen Minuten legten sich die sieben Wesen wieder auf ihre Bahren.

»Das war nur einer meiner Befehle«, sagte Satanos. »Ich habe sie auch auf Mord programmiert. Sie werden Waffen bekommen und für mich morden. Bei Jeff Brown und dem Mädchen werden sie heute nacht den Anfang machen.«

Dr. Satanos wandte sich wieder seinem Computer zu. Mit einem Knopfdruck schaltete er ihn aus.

»Für dich habe ich noch eine andere Aufgabe«, sagte Satanos zu Tom. »Dieser Jeff Brown hat eines meiner Wesen zerstört. Du mußt es verschwinden lassen. Aber nicht mehr im Moor. Bring es zu den

Klippen. Geh am besten durch den Geheimgang. Dort wird dich niemand sehen.«

Tom nickte demütig. »Wo liegt das Wesen, Herr?«

»Ich habe es in mein Arbeitszimmer gebracht und noch mal untersucht. Es war nicht mehr viel zu machen.«

»Ich werde die Sache sofort erledigen, Herr«, sagte der Bucklige.

***

Es war wirklich nicht einfach, das kleine Schlauchboot zu steuern. Die Brandung bereitete John große Schwierigkeiten. Immer wieder wurde er mit seinem kleinen Boot zurückgeworfen oder nach vorn geprellt und hatte oft großes Glück, daß er nicht gegen die Klippen prallte.

Doch John Sinclair schaffte es. Es gelang ihm, in ruhigeres Fahrwasser zu kommen.

John stellte den Motor ab. Er bewegte sich von nun an mit dem kleinen Paddel vorwärts.

Trotzdem war die Fahrt kein Zuckerschlecken. Immer wieder geriet er in gefährliche Strömungen, die sein Boot fast zum Kentern brachten.

Nach seiner Schätzung mußte er sich jetzt genau unterhalb des Schlosses befinden.

John riskierte einen Blick nach oben, sah jedoch nur die steilen Felswände.

Und dann entdeckte John Sinclair die Einfahrt. Es war ein etwa mannshohes Loch, in das gurgelndes Wasser strömte.

Sollte dies der Zugang zu dem Geheimgang sein, den John auf der Karte gesehen hatte?

John paddelte auf den Eingang zu. Die Strömung zog ihn fast von allein in die Höhle.

Der Scotland Yard-Inspektor schaltete die Taschenlampe ein. Der Strahl riß eine große Höhle aus der Dunkelheit. Johns Boot wurde weitergetrieben bis zum anderen Ende der Höhle.

John Sinclair ließ die Taschenlampe kreisen. Der Schein tanzte über das dunkle Wasser, leuchtete die nassen, mit Moos besetzten Felswände an und glitt auch über die etwa drei Yards entfernte Decke der Höhle.

Nirgendwo konnte John einen Verbindungsgang zum Schloß entdecken. Bliebe nur noch die Möglichkeit unter Wasser.

John schnallte sich die Sauerstofflasche auf den Rücken, setzte die Taucherbrille auf, klemmte das Luftventil in den Mund und rollte sich über Bord.

Das Wasser war kalt. Trotz des Gummianzugs, den er trug, drang ihm die Kühle bis unter die Haut. Mit mächtigen Stößen schwamm John

Sinclair in die Tiefe. Dann änderte er die Richtung. Er näherte sich jetzt der Felswand.

John schwamm an ihr entlang. Langsam und Stück für Stück absuchend.

Plötzlich spürte er die Strömung. Sie kam von unten.

John tauchte tiefer.

Der Sog wurde stärker.

Wieder schaltete John die Lampe ein. Der Strahl erhellte die tintige Schwärze nur unvollkommen.

Doch John reichte es.

Er entdeckte das Ende des Geheimganges. Das Loch war kaum mannsbreit. Ein starker Sog zog das Wasser in den unterirdischen Kanal.

John hängte die Taschenlampe an den Gürtel seines Taucheranzugs, drehte sich auf die Seite und schob seinen Oberkörper in den mit Wasser ausgefüllten Gang.

Es klappte wider Erwarten gut. John streckte sich und strampelte mit den Beinen.

Wie ein menschlicher Torpedo schoß er vorwärts.

Die Röhre verbreiterte sich. John brauchte keine Angst mehr zu haben, daß er sich seinen Taucheranzug an den zackigen Felswänden aufriß.

Jetzt ging es auch aufwärts.

John Sinclair schoß wie ein Pfeil in die Höhe.

Plötzlich durchstieß sein Kopf die Wasseroberfläche. John riß sich die Taucherbrille vom Gesicht, nahm den Schnorchel aus dem Mund, knipste wieder die Lampe an und orientierte sich.

Er befand sich abermals in einer Unterwasserhöhle. Doch hier hatten Menschen Hand angelegt.

John entdeckte eine Steintreppe. Er zählte vier Stufen, die aus dem Wasser führten.

John Sinclair schwamm auf die Treppe zu und platschte mit seinen Schwimmflossen die Stufen hoch.

Im Schein der Lampe sah John den Schlund eines Geheimganges. Dunkel gähnte er ihm entgegen.

John nahm die Schwimmflossen ab. Turnschuhe hatte er an seinem Gürtel hängen. Er zog sie an.

Dann versteckte der Inspektor das Sauerstoffgerät hinter einem kleinen Felsvorsprung und betrat vorsichtig den dunklen Gang.

John deckte den Strahl der Lampe mit der Hand ab. Er dosierte das Licht so, daß er nirgendwo gegenlaufen konnte.

Der Gang stieg an. Der Boden war steinig und glitschig. Von der Decke tropfte Wasser. Es roch modrig und feucht.

Kleine Steine rollten unter Johns Füßen nach hinten.

John war erst ein paar Yards gegangen, als er den Lichtschein sah.
Er flackerte kurz auf und verschwand dann wieder.
John blieb stehen.
Kam ihm jemand entgegen?
John entschied sich zurückzugehen. Er hatte vor der Höhle eine kleine Nische entdeckt, in der sich ohne weiteres auch ein Mensch verstecken konnte.
John klemmte sich in diese Nische.
Er wartete.
Die Zeit verging unendlich langsam. John konnte von seinem Standort aus einen Blick in den Gang werfen.
Das Licht war heller geworden. John konnte auch schon Schritte hören.
Wieder verstrich eine Minute.
Keuchender Atem drang an John Sinclairs Ohr. Die Steintreppe, die ins Wasser führte, wurde durch den starken Strahl einer Lampe aus der Dunkelheit gerissen.
Eine Gestalt geriet in Johns Blickfeld. Der Inspektor zuckte zusammen, als er den Mann erkannte.
Es war Tom, der Bucklige!
Und er trug einen Menschen auf dem Rücken. John konnte in dem ungewissen Licht nicht genau erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war.
Der Bucklige ließ die Gestalt zu Boden fallen. Dabei murmelte er undeutlich vor sich hin.
Jetzt leuchtete er den am Boden Liegenden voll an.
John Sinclair schluckte.
Was dort auf den Steinen lag, war kein Mensch, sondern ein Monster. John sah den Kopf, der nur durch Kabel mit dem Körper verbunden war.
Der Bucklige nahm das Wesen und warf es ins Wasser. Es platschte dumpf, als der Körper auf der Wasseroberfläche aufschlug. Dann griff Tom wieder nach seiner Lampe, die er auf den Boden gelegt hatte.
Und wie der Zufall es wollte, drehte Tom sich, und der Lichtstrahl streifte John Sinclairs Nische. Der Bucklige stieß einen überraschten Schrei aus.
John hechtete aus der Nische.
Beide Fäuste rammte er Tom vor die Brust. Der Bucklige stürzte nach hinten.
Die Taschenlampe fiel auf den Boden, brannte jedoch weiter.
John Sinclair zog den Mann hoch.
»So«, keuchte er. »Jetzt wollen wir mal Fraktur miteinander reden.«
Der Bucklige wand sich unter seinem Griff. Unverständliches Gestammel drang aus seinem Mund.

John schüttelte den Kerl durch.
»Hör mal zu, Kamerad. Ich habe einige Fragen an dich, die du mir schleunigst beantworten wirst. Wo führt dieser Gang hin?«
Die brennende Lampe gab genügend Licht, um das Gesicht des Buckligen erkennen zu können.
Es war eine Fratze des Hasses.
John, wesentlich größer als Tom, machte einen Fehler. Er unterschätzte seinen Gegner.
Der Bucklige riß urplötzlich sein Knie hoch und traf voll.
Wie flüssige Lava drang der Schmerz durch Johns Körper. Er taumelte zurück, preßte beide Hände gegen den Unterleib.
Der Bucklige lachte blechern und verschwand in dem Gang.
John nahm trotz seiner mißlichen Lage die Verfolgung auf. Wenn der Mann entkam, war alles verloren.
Er riß seine eigene Lampe vom Gürtel und knipste sie an.
Der Strahl erfaßte den Fliehenden.
»Stehenbleiben!« schrie John Sinclair. Der Bucklige rannte weiter. Mit großen Sätzen und hin und her schwingenden Armen.
Doch John Sinclair holte auf.
Der Bucklige, der ab und zu einen Blick zurückwarf, stieß einen gemeinen Fluch aus, als er das bemerkte.
Drei, vier Yards, dann hatte John ihn erreicht.
Plötzlich wirbelte der Bucklige herum.
Das Messer sah John im letzten Augenblick. Er reagierte instinktiv.
Noch im vollen Lauf warf er sich zu Boden. Der tödliche Messerstich wischte über ihn hinweg.
An dem rauhen Felsgestein hatte sich John seinen Taucheranzug aufgerissen. An seinem rechten Arm spürte er Blut herablaufen. Die Taschenlampe war zersplittert.
Totale Finsternis umgab die beiden. John Sinclair ging in die Hocke.
Vor sich hörte er den keuchenden Atem des Buckligen.
John zog sein Tauchermesser.
Was jetzt folgte, war ein Kampf auf Leben und Tod. Rücksicht konnte er nicht mehr nehmen.
»Ich schlitz' dir den Balg auf!« hörte John die Stimme des Buckligen.
Der Inspektor wechselte die Stellung. Er hockte nun an der anderen Seite des Ganges.
»Komm schon«, geiferte der Bucklige. »Oder hast du Angst?«
John verhielt sich still. Er besaß die besseren Nerven.
Der Bucklige kam näher. Seine Füße schrammten über das Felsgestein.
John atmete mit offenem Mund.
Der Bucklige stand jetzt direkt neben ihm.
Und im gleichen Augenblick stieß er auch mit dem Bein an Johns

Schulter. John ahnte den tödlichen Stich.
Seine freie Hand klammerte sich um den Fußknöchel des Buckligen.
Ein Ruck.
Der Bucklige brüllte auf. Dann gab es ein dumpfes Geräusch. Johns Gegner mußte irgendwo gegengeprallt sein.
Der Inspektor wartete gespannt ab. Noch einmal drang ein dumpfes Röcheln an seine Ohren.
Dann war Stille. Totenstille.
John ließ einige Minuten vergehen, ehe er sich zu Tom hintastete.
Der Mann bewegte sich nicht.
Johns Hände fuhren über Toms Brust, fühlten nach dem Herzschlag. Es gab keinen.
Der Bucklige war tot!
John durchsuchte dessen Taschen und fand eine Schachtel Streichhölzer.
Der Inspektor riß ein Zündholz an. Im flackernden Schein der kleinen Flamme erkannte er, was geschehen war. Der Bucklige hatte sich an der scharfkantigen Felswand den Hinterkopf eingeschlagen.
Das Zündholz verlosch.
John steckte sein Messer wieder ein und erhob sich.
Er ging noch einmal zurück und holte sich die Taschenlampe des Toten.
Das unheimliche Wesen schwamm immer noch auf der Wasseroberfläche. Johns Gesicht nahm einen harten Ausdruck an. Auch dieses Rätsel würde er klären.
John betrat mit brennender Lampe den Geheimgang. Er ging jetzt schneller. Ein unbestimmtes Gefühl trieb ihn voran.
Der Gang wurde steiler, aber auch tiefer. Hinterher mußte John sogar auf allen vieren weiterkriechen.
Und dann war der Gang plötzlich zu Ende. Eine Felsmauer versperrte den weiteren Weg.
John, immer noch auf Händen und Füßen, leuchtete mit der Lampe die niedrige Decke an.
Eine Holzklappe geriet in sein Blickfeld.
Eine Falltür!
Der Inspektor nahm die Taschenlampe zwischen die Zähne und drückte mit beiden Schultern gegen die Klappe.
Quietschend schwang sie nach oben und fiel mit einem Knall auf der anderen Seite herunter.
John wartete erst ab, ob das Geräusch gehört worden war.
Niemand kam.
John kletterte nach oben.
Er befand sich in einem Keller. Der Lampenstrahl glitt über alte Weinfässer und verstaubte Regale. Eine Holztür führte in einen

anderen Raum.
John probierte die Klinke.
Die Tür war offen.
Der Inspektor gelangte in einen Raum, der aussah wie ein physikalisches Labor. An der Decke brannte eine Leuchtstoffröhre. John steckte seine Taschenlampe weg und blickte sich kurz um.
Eine weitere Tür führte in einen anderen Raum.
Auch diese war nicht verschlossen.
John Sinclair gelangte in eine Kühlkammer. Er zählte sieben Bahren. Bis vor kurzem mußten darauf noch Menschen gelegen haben, denn die Laken auf den Bahren waren zerknautscht.
Was war hier vorgegangen? Wer hatte auf den Bahren gelegen? Ehe John sich weiter Gedanken machen konnte, riß ihn der gellende Schrei einer Frau aus seinen Überlegungen.
Der Schrei war aus einem anderen Raum gekommen.
John überstürzte nichts. Er sah die Tür, die zu dem Raum führte, aus dem der Schrei gekommen war.
Vorsichtig öffnete John die Tür. Unbewußt zog er sein Messer.
John Sinclair warf einen Blick in den Raum. Das schreckliche Bild, das sich ihm bot, würde er nie in seinem Leben vergessen können.

***

June Hillary weinte.
Sie war am Ende ihrer Nervenkraft. Das stockdunkle Gefängnis, die schwere Eisenkette an ihrem rechten Handgelenk, der Schmerz in ihrem Hinterkopf und die Erinnerung an den grausamen Mord an ihrer Freundin Cora hatten aus dem lebenslustigen Girl ein zitterndes Nervenbündel gemacht.
Eine Hand strich zart über ihre tränennassen Wangen.
»Bitte, Miss, weinen Sie nicht mehr. Es wird alles gut werden.« Jeff Browns Stimme klang beruhigend. Er mußte sich selbst unheimlich zusammenreißen, um nicht auch in Panik zu geraten.
June schüttelte den Kopf, obwohl Jeff es in der Dunkelheit gar nicht sehen konnte.
»Ich glaube nicht mehr an einen Ausweg«, flüsterte sie mit tränenerstickter Stimme. »Ich habe gesehen, wie meine beste Freundin wie ein Stück Vieh umgebracht worden ist. Nein, für uns gibt es keine Rettung.«
»Man soll die Hoffnung nie aufgeben«, sagte Jeff. Er wußte selbst, wie banal seine Worte klangen.
June richtete sich auf, soweit es ging. Die Kette klirrte leise.
»Was hat man mit uns vor?«
»Ich weiß es nicht«, erwiderte Jeff.
»Sie lügen.«

»Nein, ich weiß es wirklich nicht.«
Mein Gott, ich kann dem armen Geschöpf doch nicht sagen, daß man uns köpfen will, dachte Jeff.
»Weshalb hält man uns denn hier gefangen?«
Darauf wußte Jeff keine Antwort.
Er wußte nicht einmal, wie viele Stunden er hier lag. Er hatte jegliches Zeitgefühl verloren.
Jeff dachte an seinen Vater. Und an Satanos' Worte. Sein eigener Vater würde ihn köpfen.
Das sprengte Jeffs Vorstellungsvermögen. Und er spürte, wie die Angst immer stärker wurde.
Etwas huschte über sein Bein. Eine Ratte!
Jeff griff blitzschnell zu. Er bekam das Tier zu packen. In einem Wutanfall schleuderte er es gegen eine Wand. Es klatschte, als die Ratte ihr Leben aushauchte.
»Was war das?« fragte June leise.
»Nichts.«
»Warum lügen Sie immer? Ich bin stark genug, um die Wahrheit vertragen zu können.«
Jeff lachte bitter auf. »Die Wahrheit«, sagte er, »die können Sie nicht vertragen. Die können Sie sich noch nicht einmal vorstellen. So grausam ist sie.«
»Werden wir denn sterben?« fragte June.
Bevor Jeff sich eine Antwort ausdenken konnte, wurde die Tür zur Folterkammer geöffnet.
Eine breite Lichtbahn fiel in den Raum.
Dann kam Dr. Satanos. In der Hand hielt er einen sechsarmigen Leuchter, in dem dicke Kerzen brannten.
Satanos stellte den Leuchter auf den Boden. Die Kerzen warfen ein flackerndes Licht auf all die grausamen Mordinstrumente, die in der Folterkammer verteilt standen.
June Hillary hatte sich aufgesetzt. Ihre Lippen bewegten sich wie unter einem unsichtbaren Zwang.
»Ist – ist… es jetzt soweit?« flüsterte sie erstickt.
»Wahrscheinlich«, erwiderte Jeff.
Zum erstenmal konnte er June richtig sehen, konnte erkennen, wie schön sie war. Ein verlorenes Lächeln legte sich um Jeffs Mundwinkel.
Dr. Satanos ging noch mal hinaus.
»Wer – wer… ist dieser Mann?« wollte June wissen.
»Das ist Dr. Satanos«, erwiderte Jeff düster.
»Dr. Satanos?«
»Ja, so nennen ihn die Leute.«
June schwieg. Aus weit aufgerissenen Augen starrte sie den unheimlichen Wissenschaftler an, der jetzt wieder die Folterkammer

betrat. Er hielt einen kleinen grauen Kasten in der Hand. Satanos stellte den Kasten auf einem Tisch ab. Dann ging er zu der Guillotine und prüfte mit dem Daumen die Schneide des Fallbeils. Ein zufriedenes Lächeln glitt über sein Gesicht.

Mit weit aufgerissenen Augen beobachteten die Gefangenen seine Vorbereitungen.

Satanos trug einen blutroten Umhang und darunter einen schwarzen Anzug.

Er blieb dicht vor den beiden jungen Menschen stehen. Sein Blick fraß sich förmlich an ihnen fest. Dann begann Satanos zu sprechen, mit einer Stimme, die bei June eine Gänsehaut hervorrief.

»Die Stunde der Hinrichtung ist gekommen. Zum erstenmal wird auch eine Frau dabei sein. Sie wird als Berühmtheit später in die Wissenschaft eingehen. Und zum erstenmal werde auch nicht ich die Guillotine betätigen, sondern eines meiner Geschöpfe. Es wird einen Auftrag ausführen, den ich ihm gegeben habe.«

Dr. Satanos ging zu dem grauen Kasten und schaltete ihn ein. Eine Weile geschah nichts.

Dann hörte man im Nebenraum Schritte. Sekunden später betraten die sieben Wesen die Folterkammer. Der erste war Jim Brown, Jeffs Vater.

Der junge Mann starrte mit weit aufgerissenen Augen seinem Vater entgegen. Aber war das überhaupt noch sein Vater?

Die sieben Wesen nahmen in der Folterkammer Aufstellung. Wie Zinnsoldaten blieben sie stehen. Steif, unbeweglich. Die glanzlosen Augen starrten ins Leere.

»Was – was… ist das?« stammelte June Hillary.

»Das sind meine Geschöpfe«, entgegnete Dr. Satanos. »Ich habe sie geschaffen. Und sie werden nur mir gehorchen. Ich werde noch mehr dieser Wesen schaffen. Auch Frauen. Und mit Ihnen, Miss, mache ich den Anfang.«

»Sie sind ja wahnsinnig!« schrie Jeff Brown plötzlich los.

»Wahnsinnig?« echote Satanos. »Ich bin genial.«

»Das ist das gleiche.«

Satanos zuckte zusammen. Jeff Brown hatte ihn an einer empfindlichen Stelle getroffen. »Du wirst der erste sein, der unter der Guillotine liegt«, flüsterte er heiser. »Ich werde dann deinen Kopf auf den Körper dieses Mädchens pflanzen.«

June Hillary schluchzte auf. »Aber das können Sie doch nicht machen. Wir haben Ihnen nichts getan. Wir…«

»Sei ruhig!« fuhr sie Satanos an.

Dann ging er wieder zu seinem grauen Kasten.

»Ich werde den Wesen jetzt meine Befehle geben. Ich habe extra ein Programm für sie ausgearbeitet. Paßt gut auf. Und noch etwas.

Widerstand ist zwecklos. Meine Geschöpfe sind bewaffnet. Sie sind darauf programmiert, sofort zu schießen, sollten sie oder ich irgendwie angegriffen werden.«

Dr. Satanos drehte an einigen Knöpfen und wartete dann gespannt ab.

Zuerst tat sich gar nichts. Dann zogen plötzlich sechs der Wesen Pistolen. Sie hatten sie unter ihren langen, bis zur Erde reichenden Umhängen verborgen gehabt.

Das Wesen, das keine Waffe in der Hand hielt, war Jim Brown.

Dr. Satanos ging zu den beiden Gefangenen. Er zog einen Schlüssel aus der Anzugtasche.

Blitzschnell befreite er Jeff und das Girl von den Ketten.

Jeff rieb sich sein blutiges Handgelenk, wo die Manschette gesessen hatte.

»Steh auf!« befahl Satanos.

Ächzend kam Jeff auf die Füße. Er fühlte, daß seine Muskeln ihm noch nicht wieder hundertprozentig gehorchten.

Im gleichen Moment setzte sich auch Jeffs Vater in Bewegung. Wie ein Roboter. Die Arme pendelten im Rhythmus der Schritte zu beiden Seiten des Körpers.

Jeff wich zurück. Bis an die Wand. Unaufhaltsam kam sein Vater näher. Jeff Brown ballte die Fäuste. »Bleib stehen!« schrie er das Wesen an.

Keine Reaktion.

Im Hintergrund lachte Satanos leise. Das Wesen faßte nach Jeffs Arm.

In diesem Augenblick hielt den jungen Mann nichts mehr. Er dachte nicht mehr an Satanos' Warnungen, sondern schlug zu.

Seine Faust knallte dem Wesen vor die Brust. Wie vom Katapult wurde es zurückgeschleudert.

Satanos brüllte auf.

Die sechs Wesen schossen.

Jeff hechtete im gleichen Moment zu Boden. Über ihn pfiffen die Kugeln hinweg. Und plötzlich bekam Jeff einen schmerzhaften Schlag gegen den linken Arm. Er spürte, wie fast die gesamte linke Körperseite lahm wurde und er den Arm nicht mehr heben konnte.

Jeff preßte seine rechte Hand auf die Wunde. Sie blutete kaum. Es mußte ein Steckschuß sein.

Jeff sah Satanos auf sich zukommen. Auch er hielt jetzt eine Pistole in der Hand.

»Ich war es, der dich getroffen hat, mein Freund. Du hättest dir die Schmerzen ersparen können. Geköpft wirst du so oder so.«

»Du dreckiges Schwein«, keuchte nun Jeff.

Satanos lachte nur. Er sah zu dem Girl, das die Szene mit weit

aufgerissenen Augen beobachtete.
»Gar nicht schlecht gedacht«, sagte Satanos leise zu Jeff Brown. »Du greifst eines meiner Geschöpfe an und verleitest die anderen zum Schießen. Woher hast du es gewußt?«
»Was gewußt?« stöhnte Jeff.
»Daß sie nur in die Richtung schießen können, in die die Pistolen zeigen.«
»Es war Glück.«
»Ja«, murmelte Satanos mehr zu sich selbst, »ich muß da noch vieles anders machen. Sie müssen lernen, wieder selbständig zu denken. Die Schüsse vorhin waren mir eine Lehre. Ich habe noch viel Arbeit.«
Satanos stieß Jeff den Pistolenlauf in die Seite.
Der junge Mann knickte zusammen. »Los, vorwärts!«, fuhr ihn Satanos an. Er stieß den Verletzten in Richtung Guillotine.
Jeff sah an dem Mordinstrument hoch, entdeckte die rasiermesserscharfe Schneide des Fallbeils, und plötzlich bekam er Angst. Todesangst.
»Ich will nicht sterben!« brüllte Jeff. »Ich will nicht!«
Ein gnadenloser Hieb mit dem Pistolenlauf trieb ihn in die Knie.
Satanos begleitete seinen Schlag mit einem dreckigen Lachen.
Schritte hinter seinem Rücken ließen ihn herumfahren.
June Hillary kam angelaufen.
»Bitte«, stammelte sie, »bitte, tun Sie ihm nichts. Er darf nicht sterben.«
»Halt's Maul«, keifte Satanos und schlug abermals mit dem Pistolenlauf zu.
Das Metall riß eine blutige Furche durch Junes Gesicht.
Wimmernd brach das Girl zusammen, krallte sich aber noch in Satanos' rotem Umhang fest.
Da trat Satanos zu. Zweimal.
Wimmernd blieb June vor seinen Füßen liegen.
»Du kommst auch noch dran«, zischte Satanos.
Dann packte er den halb bewußtlosen Jeff, legte dessen Kopf auf die dafür vorgesehene Manschette und prüfte noch mal die Schneide des Fallbeils.
In diesem Augenblick bekam Jeff wieder alles mit. Mit brutaler Deutlichkeit wurde ihm bewußt, wo er lag.
Ein qualvolles Stöhnen drang aus Jeffs Kehle. Seine Augen wurden naß. Tränen der Wut, der Hilflosigkeit rannen an seinen Wangen hinab.
Er hörte ein Schluchzen.
Das mußte June sein.
Er wollte ihr irgend etwas sagen, doch er brachte keinen Ton hervor.
Durch den Tränenschleier sah er die Wesen. Und er sah seinen Vater,

der jetzt auf die Guillotine zusteuerte. Dr. Satanos ging neben ihm. Er hielt noch immer seine Pistole in der Hand.

Neben Jeff blieben sie stehen.

Dr. Satanos beugte sich zu ihm herab. Jeff sah das teuflisch grinsende Gesicht ganz dicht vor sich.

»Bald ist es vorbei«, flüsterte Satanos, »du spürst nicht einmal einen Schmerz. Wir töten sehr human. Und dann wirst du in die Geschichte der Wissenschaft eingehen wie dein Vater.«

Satanos richtete sich wieder auf.

»Irgendwann wird man Sie schnappen«, keuchte Jeff. »Und dann werden auch Sie sterben. Man wird Sie hängen, hängen, hängen!«

»Sei ruhig!« brüllte Satanos.

Im gleichen Augenblick griff das Wesen nach dem Hebel, der die Sperre des Fallbeils löste.

June Hillary hatte sich halb aufgerichtet. Als sie sah, wie das Wesen den Hebel umlegen wollte, schrie sie gellend auf…

***

In Bruchteilen von Sekunden erfaßte John Sinclair das Bild.

Und er handelte.

Seine Hand mit dem Messer schnellte hoch.

Wie ein silberner Pfeil schwirrte die Waffe durch die Luft, bohrte sich tief in den Hals des Geschöpfes.

Das Wesen zuckte zurück, taumelte. Die Hand rutschte von dem Hebel ab. Dann brach es in die Knie.

John Sinclair sprang in die Folterkammer. »Halt!« peitschte seine Stimme.

Es war Satanos, der sich als erster fing. Noch immer hielt er die Pistole in der Hand.

Der Wissenschaftler schoß.

John warf sich im gleichen Moment zu Boden. Die Kugel zischte über ihn hinweg, prallte gegen die Wand und sirrte als Querschläger durch den Raum.

»Die nächste Kugel trifft«, sagte Satanos mit eiskalter Stimme.

John Sinclair kam wieder auf die Füße. Er blickte auf die sechs Geschöpfe, die langsam näher kamen. Das siebte Wesen, das noch sein Messer im Hals stecken hatte, lag in seltsam verkrümmter Haltung auf dem Boden.

June Hillary rutschte zurück. Ihre Lippen bewegten sich tonlos auf und ab.

Jeff Brown war ohnmächtig geworden. Seine Nerven hatten nicht mehr mitgespielt.

»Wer sind Sie?« zischte Satanos.

John ging einen Schritt zur Seite, um alle besser im Blickfeld zu

haben.

»Mein Name ist John Sinclair. Oder besser gesagt, Inspektor Sinclair von Scotland Yard.«

Dr. Satanos zuckte zusammen. Er wurde plötzlich kreidebleich. »Der Mann, der den Hexer erledigt hat?«

»Genau der.«

Sekundenlang sagte niemand ein Wort.

Doch dann schrie Satanos: »An mir beißt du dir die Zähne aus. Mich bekommt keiner. Im Gegenteil, ich werde auch dich töten.«

Aus den Augenwinkeln sah John, daß die Wesen stehengeblieben waren. Sie hielten zwar alle Pistolen in der Hand, doch die Mündungen zeigten auf den Boden.

Wahrscheinlich brauchten sie einen bestimmten Befehl, um eingreifen zu können.

John wußte genau, daß er sich in einer tödlichen Falle befand. Aber er hatte keine andere Möglichkeit gesehen, den jungen Mann zu retten. Vorerst jedenfalls.

»Wo ist der Bucklige?« fragte Satanos plötzlich.

»Er ist tot«, erwiderte John kalt.

»Hast du ihn umgebracht?«

»Ja.«

»Dafür werde ich dich foltern, bevor du stirbst.«

»Abwarten.«

Satanos lächelte wölfisch. »Was macht dich so sicher?«

»Glauben Sie, ich wäre allein gekommen?« bluffte John. »Eine Hundertschaft Polizei ist im Augenblick dabei, in das Schloß einzudringen.«

Nach Johns Worten war es einen Moment still. Bis June Hillary aufschluchzte.

»Meine Freundin ist von dem Buckligen ermordet worden«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Helfen Sie uns, Inspektor. Ich kann… Ich kann bald nicht mehr.«

»Sei ruhig!« brüllte Satanos das Girl an. Dann wandte er sich wieder an John. »Kommen Sie mit! Ich möchte mir Ihre Polizei mal ansehen.«

John mußte sich umdrehen und die Hände hochnehmen. Dann gingen die beiden Männer in den Nebenraum, wo die Bahren standen.

»Ich werde Sie jetzt in mein Labor führen«, sagte Satanos. »Dort werden wir auf den Monitoren erkennen können, wer sich dem Schloß nähert.«

»Aber draußen ist es dunkel«, meinte John.

»Darüber machen Sie sich keine Sorgen. Ich habe Spezialkameras angebracht.«

Sie gingen in den Raum, den John schon kannte. Es war das physikalische Labor.

Drei Monitore waren in eine Konsole eingebaut worden. Satanos schaltete sie an, immer darauf bedacht, John nicht aus den Augen zu lassen. Er hatte längst festgestellt, daß der Inspektor keine Waffe mehr bei sich trug.

Auf den Mattscheiben der Monitoren begann es zu flimmern. Dann war das Bild klar und deutlich zu sehen.

John erkannte die Umgebung des Schlosses. Auch der Vorhof war zu erkennen.

Plötzlich lachte Satanos auf. Wie ein Wahnsinniger.

»Bluff!« schrie er. »Alles Bluff! Sie sind allein gekommen, Inspektor. Und Sie werden auch allein sterben.«

Satanos schaltete die Monitoren wieder aus.

»Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht, Inspektor? Mich reinlegen zu wollen? Das schafft niemand. Sie sind größenwahnsinnig.«

John Sinclair blieb ganz ruhig. »Das möchte ich von Ihnen behaupten, Satanos. Sie haben Ihr Ziel ein wenig zu hoch gesteckt. Gut, Sie können mich umbringen. Aber was geschieht dann? Haben Sie sich schon mal überlegt, daß ich nicht der einzige bin, der von Ihrer Existenz weiß? Daß meine Vorgesetzten über den Auftrag informiert sind? Nach mir werden immer mehr Beamte kommen, und irgendwann sind Sie am Ende, Dr. Satanos.«

»Sie können mir keine Angst, einjagen, Inspektor. Man wird mir nie etwas beweisen können. Ich werde die Polizei sogar in mein Schloß einladen. Sie kann es besichtigen, jedoch nur die Räume, die ich ihr zeigen werde. Ohne Beweise bekommt man hier in England keinen Durchsuchungsbefehl.«

John atmete aus. Gegen diese Einstellung kam er nicht an. Dieser Satanos war ein gefährlicher Irrer, der nur in seiner grausamen Welt lebte.

Ich muß es anders anfangen, dachte John.

»Wie haben Sie das alles geschafft?« fragte er.

Satanos lächelte überheblich. »Ich bin ein Genie«, flüsterte er. »Ich habe schon vor Jahren mit Versuchen begonnen, doch meine damaligen Kollegen haben mich ausgelacht und hinterher ausgestoßen. Nun wollte ich es ihnen zeigen. Ich kaufte dieses Schloß hier, richtete es mir nach meinen Vorstellungen ein und sah mich nach einem Gehilfen um. Ich fand ihn in Tom, dem Buckligen. Er befolgte meine Befehle, ohne ein Wort zu fragen. Er mordete auch für mich, schaffte die Personen herbei, die ich für meine Versuche brauchte.«

Dr. Satanos wischte sich mit der freien Hand über den Mund. Er hatte sich in einen Wahn geredet.

Sein Gesicht war verzerrt, seine Augen glänzten.

»Mir ist es gelungen, Köpfe auf andere Körper zu operieren. Ich habe die Nervenstränge durch elektrische Leitungen ersetzt. Mein ganzes Leben habe ich mich mit diesem Problem beschäftigt. Den Erfolg können Sie sehen.«

»Was war mit dem Kopf, den die alte Frau gefunden hat?« wollte John wissen.

»Er war für meine Versuche nicht geeignet. Ich weiß auch nicht, warum. Tom hatte den Auftrag, ihn wegzuschaffen, ihn im Moor zu versenken. Leider passierte eine Panne.«

»Die Ihnen das Genick brechen wird«, ergänzte John.

»Sie sind ein Phantast, Inspektor. Tom hat die Scharte längst ausgewetzt.«

John Sinclair lächelte wissend. »Das hat er nicht. Der Kopf liegt bei Scotland Yard.«

Dr. Satanos schluckte. Unwillkürlich ging er einen Schritt zurück. »Das ist nicht wahr«, stöhnte er.

»O doch«, sagte John, »sonst wären wir bestimmt nicht auf Ihre Spur gestoßen. Ihr Diener hat zu viele Fehler gemacht. Er hat die Frau ermordet, die den Kopf gefunden hatte. Doch sie hatte inzwischen die Polizei geholt. Konstabler Brown hatte den Kopf. Und als Tom ihn besuchte, um sich den Kopf wiederzuholen, hat der Konstabler ihn in die Flucht geschlagen. Wußten Sie das nicht, Doktor?«

Satanos schüttelte den Kopf.

»Dann hat Ihr Diener Sie belogen. Wahrscheinlich aus Angst, wie ich annehme. Und durch den Fehler werden Sie endlich gefaßt.«

»Noch ist nichts verloren«, sagte Dr. Satanos. »Ich werde mir auch in dieser Situation zu helfen wissen. Aber das werden Sie nicht mehr erleben, Inspektor.«

John blieb gelassen. »Wollen Sie mich umbringen, oder überlassen Sie das Ihren Kreaturen?«

»Ich persönlich werde Sie zur Hölle schicken. Ich wollte Sie erst von meinen Geschöpfen foltern lassen, aber dazu muß ich leider ein neues Programm aufstellen. Und die Zeit habe ich nicht mehr.«

»Wo steht denn Ihr Computer?« fragte John ganz nebenbei.

»In der Folterkammer.«

»Darf ich ihn noch mal sehen?«

Satanos überlegte einen Moment. Dann stimmte er zu.

»Wir gehen jetzt zurück«, sagte er. »Drehen Sie sich um!«

John gehorchte.

In diesem Augenblick hörten sie Schritte. Und dann wurde auch schon die Tür aufgestoßen…

***

Nur ganz allmählich erholte sich June Hillary von dem Schock der

vergangenen Minuten. Ihre rechte Gesichtshälfte schmerzte. Dort hatte sie der Pistolenlauf getroffen.

June sah, daß Jeff Brown immer noch bewußtlos unter der Guillotine lag.

Auf allen vieren kroch sie zu ihm. Immer wieder warf sie einen Blick zu den Geschöpfen hin, die aufgereiht wie Marionetten auf Befehle warteten.

June hatte noch nie eine Guillotine in natura gesehen. Nur auf Bildern.

Sie sah sich das schreckliche Mordinstrument genau an. Fast scheu blickte sie auf den Hebel, der den Fallbeilmechanismus auslöste.

June Hillary nahm all ihre Kraft zusammen. Mit beiden Händen zog sie die Manschette auseinander, die um Jeff Browns Hals geklemmt war.

June zitterte wie Espenlaub, als sie es geschafft hatte.

Sie packte Jeff bei den Schultern und hob ihn an. Sie schleifte ihn fort von dem tödlichen Fallbeil.

Noch immer sahen die sechs Wesen unbeteiligt zu.

June atmete schwer. Und plötzlich hatte sie eine Idee.

Der Kasten auf dem Tisch. Der Befehlscomputer für die schrecklichen Geschöpfe. Wenn man ihn zerstörte…

June packte den Kasten. Doch dann stellte sie ihn wieder hin. Jeff! Sie mußte ihn aus der Gefahrenzone bringen.

June schleifte ihn in den Raum, wo die Bahren standen. Dort bettete sie ihn in eine Ecke.

Schwer atmend kehrte das Girl in die Folterkammer zurück. Die Kerzen in dem Leuchter waren fast ganz heruntergebrannt.

Dann nahm sie wieder den Kasten. Sie trug ihn wie ein rohes Ei. Junes Hände zitterten, als sie in den Nebenraum ging. Schweiß glänzte auf ihrer Stirn.

Der Kasten wurde bleischwer.

Wirf ihn auf den Boden, sagte eine innere Stimme.

Junes Hände zuckten, wollten den Kasten schon loslassen…

Da hörte sie die beiden Männer.

Ihre Stimmen drangen aus einem der Nebenräume.

June schlich weiter.

Bald konnte sie verstehen, was gesprochen wurde. Erkannte, in welcher Situation sich John Sinclair befand.

June wußte plötzlich, daß es auf sie ganz allein ankam. Und in diesem Augenblick wuchs June über sich hinaus.

Langsam näherte sie sich dem Raum. Sie war mit einemmal eiskalt, dachte nicht mehr daran, was geschehen könnte, wenn…

June sah die Tür zu dem Raum einen Spaltbreit offenstehen. Mit der Schulter drückte sie die Tür ganz auf.

June Hillary sah Inspektor Sinclair, sah aber auch Dr. Satanos, der einen Revolver in der Hand hielt.

Wie von selbst öffneten sich ihre Finger…

»Nein!« schrie Dr. Satanos, als er sah, wie der Kasten Junes Händen entglitt.

Zu spät.

Der Computer prallte auf den harten Boden, schlug mit der Kante noch mal auf und blieb dann auf der Seite liegen.

Der verrückte Wissenschaftler dachte nicht mehr an seine Gefangenen. Mit einem irren Schrei hechtete er vorwärts und warf sich über den Kasten. Er kniete am Boden, nahm seinen Computer in die Arme und heulte wie ein Kind.

Und dann brach die Hölle los.

Schüsse peitschten in der Folterkammer auf, Schläge klatschten. Es war ein Chaos.

John Sinclair handelte als erster. Er riß June an sich und brüllte: »Weg hier!«

June befreite sich aus seinem Griff. »Aber Jeff Brown. Er ist noch bei den Bestien.«

Verdammt, das Girl hatte recht.

»Warten Sie hier!« befahl John, packte sich Satanos' Pistole und sprang zur Tür.

Er durchquerte den Raum, in dem die leeren Bahren standen, und lugte vorsichtig in die Folterkammer.

Ein Bild des Grauens bot sich ihm.

Die Wesen hatten sich gegenseitig umgebracht. John hatte dafür nur eine Erklärung. Dadurch, daß der Computer zu Boden gefallen war, hatte sich irgend etwas in dem Programmschema verändert.

Langsam betrat John die Folterkammer. Er stieß die unheimlichen Wesen mit dem Fuß an. Sie rührten sich nicht. Einige sahen schrecklich aus.

Die schweren Stahlmantelgeschoße hatten ihnen teilweise das Gesicht zerschmettert und bei einem sogar den Kopf abgerissen. Er lag neben dem Rumpf. Farbige Drähte schauten aus dem Körper.

»Ist – ist… es vorbei?« fragte hinter John eine rauhe Stimme.

Der Inspektor wandte sich um.

An der Tür lehnte Jeff Brown. Er hatte seine rechte Hand um die verletzte Schulter gekrallt und war blaß wie ein Leinentuch.

John Sinclair nickte. »Ja, es ist vorbei.«

Ein glückliches Lächeln huschte über Jeffs Gesicht. Dann sank er langsam an der Tür zu Boden.

John war mit ein paar Schritten bei ihm. Jeff war nur ohnmächtig. Der hohe Blutverlust hatte ihn geschwächt. Er brauchte unbedingt einen Arzt.

Und plötzlich fiel John ein, daß er einen Fehler gemacht hatte. Er hatte June mit Dr. Satanos allein gelassen.

Mit Riesenschritten hetzte John Sinclair zurück in das physikalische Labor.

Es war leer.

Satanos und June waren verschwunden.

Johns Hände krampften sich zusammen. Scharf bohrten sich seine Fingernägel in die Handballen.

Dr. Satanos war ein Teufel. Er würde, ohne mit der Wimper zu zucken, das Girl umbringen.

Und John Sinclair war daran schuld.

John hatte keine Zeit, sich große Vorwürfe zu machen. Er mußte die beiden finden. Aber wo?

Da fielen ihm die Monitore ein. Er wußte, daß das Schloß von Kameras überwacht wurde.

John hatte sich gemerkt, wie Satanos den Apparat bedient hatte.

Ohne Schwierigkeiten schaltete der Inspektor die Kameras ein.

Gespannt starrte er auf die kleinen Bildschirme.

Die Kameras fingen jeden Winkel des Schloßvorhofes ein und überblickten sogar einen Teil des Weges.

Und plötzlich sah John Sinclair die beiden. Sie rannten über den Schloßhof, waren schon fast am Tor.

Dr. Satanos zog June wie eine Puppe hinter sich her. Das Girl strauchelte, fiel hin.

Gnadenlos schleifte Satanos es weiter. Mit einem Schlüssel schloß er das Tor auf, wollte June hindurchziehen. Da riß das Girl sich los.

Mit einem Satz war es an Satanos vorbei und rannte in die Nacht.

Nun hielt John Sinclair nichts.

Er sah eine Chance, das Mädchen aus Satanos' Klauen zu befreien. Er mußte nur aus diesem verdammten Schloß raus.

John hatte sich den Grundriß des Schlosses gut eingeprägt, deshalb fand er relativ schnell die Treppe, die nach oben führte. Mit langen Sätzen durchquerte er die Halle, riß an der schweren Türklinke…

Zu!

Satanos hatte sie von außen zugeschlossen.

John sah sich die Tür an. Es war unmöglich, sich dagegenzuwerfen und sie aufzubrechen.

Das Fenster! Die einzige Chance.

Die Fenster der Halle waren schmal und endeten oben in einem Spitzbogen.

Spinnweben klebten an den Scheiben. John schlug mit dem Pistolenlauf zu. Klirrend brach die Scheibe auseinander.

John schlug noch einige Splitter beiseite, jumpte auf die schmale Fensterbank und sprang nach draußen.

Dann hatte er Pech.
Er landete so unglücklich, daß er sich den rechten Knöchel verstauchte.
Der plötzliche Schmerz fraß sich durch das gesamte Bein.
Ächzend blieb John Sinclair liegen. Doch die Sorge um June trieb ihn wieder hoch.
John verlagerte sein Gewicht auf den linken Fuß und humpelte über den Schloßhof.
Da hörte er den Schrei.
Es war der Todesschrei eines Menschen.
June, dachte John Sinclair, beschleunigte unbewußt seine Schritte, achtete nicht auf den verstauchten Fuß, trat einmal falsch auf und brach zusammen.
Er hatte es nicht geschafft.
Das Girl war verloren…

***

Panische Angst trieb June Hillary vorwärts.
Mit dem Mut der Verzweiflung hatte sie sich von Satanos losgerissen. Immer noch klangen ihr seine drohenden Worte im Ohr: »Ich bring' dich um! Ich bring' dich um!«
June rannte auf die Klippen zu.
Der kalte Nachtwind zerrte an ihren langen blonden Haaren, ließ sie wie eine Fahne hinter June herwehen.
Als bleiche Scheibe stand der Mond am Himmel, tauchte die gefährlichen Klippen in geisterhaftes Licht.
June Hillary achtete nicht mehr auf den Weg, verschwand zwischen den scharfzackigen Felsen.
Dr. Satanos kannte die Gegend wie seine Westentasche. Oft genug war er hier herumgegeistert. Er hatte auch gesehen, wo das Girl verschwunden war.
Ein gefährliches Lachen entrang sich seiner Kehle.
Wie ein Schemen verschwand er zwischen den Felsen, lauschte einen Augenblick und hörte den keuchenden Atem des Mädchens.
Er lächelte siegessicher. Dieses blonde Aas würde ihm nicht entkommen.
Geschmeidig wie eine Katze schlich er weiter, konzentrierte sich auf jedes Geräusch.
Eine Wolke schob sich vor den Mond.
Es wurde fast stockdunkel.
Und dann hörte Satanos den leisen Aufschrei. Es war ganz in der Nähe. Satanos huschte ein paar Schritte vor, duckte sich hinter einen Felsbrocken… In diesem Augenblick war die Wolke an dem Mond vorbeigezogen.

Da sah Satanos das Girl.

Es hockte in einer Felsnische. Schräg vor ihm. Noch hatte June ihn nicht entdeckt.

Satanos hetzte auf sie zu.

Plötzlich riß June den Kopf herum, sah den Schatten und schrie gellend auf. Satanos preßte ihr die Faust auf den Mund.

Der Schrei erstarb wie abgeschnitten.

An den Haaren zog der unheimliche Wissenschaftler das Mädchen zu sich heran.

June schluchzte auf, riß in einer verzweifelten Reaktion ihr Knie hoch.

Satanos hatte Glück. Junes Knie traf nur seine Hüfte.

Trotzdem steigerte dieser Tritt seine Wut. Er schlug die rechte freie Hand in Junes Gesicht. Gleichzeitig ließ er ihre Haare los.

Das Girl flog zurück, krachte gegen einen Felsen und blieb wimmernd liegen.

»Du Dreckstück!« keuchte Satanos. »Ich werde dich von den Klippen ins Meer stürzen. Komm, hoch mit dir!«

Doch June besaß keine Kraft mehr. Sie schaffte es nicht, auf die Beine zu kommen.

Satanos fluchte. »Muß ich dich noch zur Hinrichtung schleppen, verdammt?«

Wieder zog der Verbrecher June an den Haaren, schleifte sie wie ein Stück Vieh hinter sich her.

Das rauhe Gestein riß Junes Kleider auf, zerfetzte ihre Schuhe.

Satanos kletterte mit seiner Last die Felsen hoch. Er hatte einen bestimmten Punkt ins Auge gefaßt.

Es war die höchste Stelle hier auf den Klippen.

Endlich hatte er es geschafft.

Nach Atem ringend, machte er eine kurze Pause.

June lag zu seinen Füßen. Sie war vollkommen erschöpft, bekam alles gar nicht mehr richtig mit. Ihr war der Tod plötzlich gleichgültig.

Der fahle Mond beleuchtete die Szene. Deutlich hob er die Konturen der beiden Menschen hervor.

Satanos kicherte wahnsinnig. Seine Knochenhände packten das Girl, hoben es hoch.

Unten schäumte die Brandung. Das Rauschen der Brecher drang bis zu den Felsen hinauf.

Noch einmal stimmte Dr. Satanos sein teuflisches Gelächter an. Er hob den rechten Arm, um June den alles entscheidenden Schlag zu versetzen, der sie zwischen die Klippen schmettern würde…

***

Auf allen vieren kroch John Sinclair weiter. Ein Gedanke beseelte

ihn: Du mußt June retten!

John achtete nicht auf die Steine, die seine Kleidung zerrissen und sich schmerzhaft in sein Fleisch bohrten. Er sah immer Junes angstverzerrtes Gesicht vor sich. Wenn sie starb, war er schuld.

Die Pistole hielt John immer noch in der Hand.

John hatte den Schloßhof hinter sich gelassen, war auf die Felsen zugekrochen.

Jetzt zog er sich an einem Stein hoch. Sein Atem ging keuchend. Trotz der Kälte lag ein dicker Schweißfilm auf seiner Stirn.

John zitterte, als er endlich stand. Und da sah er Satanos und June.

Die beiden befanden sich auf dem höchstgelegenen Felsen.

John sah, wie Satanos June hochzog. Der Inspektor hob seine Pistole. Der Mond gab gutes Licht, doch für einen Pistolenschuß war die Entfernung zu weit.

Resigniert ließ John die Waffe sinken.

Jetzt hob Satanos den Arm.

John merkte nicht, wie sich seine Hand in das Felsgestein krallte, wie er sich die Lippen blutig biß. Für ihn zählte nur eins.

Er hatte versagt!

***

Mary Brown stand am Fenster ihrer Wohnung und starrte in die Nacht.

Sie konnte nicht schlafen. Zuviel war auf sie eingestürmt. Wie im Zeitraffer liefen die Ereignisse der vergangenen Tage noch einmal vor ihren Augen ab.

Ihr Mann war auf grausame Weise ermordet worden. Und nun war Jeff, ihr Sohn, auch noch verschwunden. Lebte er überhaupt noch? War ihm das gleiche Schicksal widerfahren wie seinem Vater?

Mary Brown bekam Angst. Angst um ihren einzigen Sohn. Und mit der Angst wuchs der Haß auf Dr. Satanos, diesen Verbrecher, der an all dem Leid die Schuld trug.

Mary Brown trat zurück in das Zimmer. Ihr Blick blieb an dem kleinen Schrank haften, der in der Wohnzimmerecke stand.

Der Schrank war immer abgeschlossen. Ihr Mann hatte dort seine persönlichen Sachen aufbewahrt.

Mary Brown wußte jedoch, wo der Schlüssel lag.

Wenig später hatte sie die beiden Türen geöffnet.

Akten lagen säuberlich gestapelt in den dafür vorgesehenen Fächern. Eine nagelneue Uniform hing auf einer Messingstange.

Mary Brown schob die Uniform zur Seite.

Dahinter stand das Gewehr!

Es war eine Winchesterbüchse. Baujahr 1925. Jims Vater hatte das Gewehr aus Amerika mitgebracht und seinem Sohn vererbt. Jim hatte

die Waffe mit der ihm eigenen Sorgfalt gepflegt – und, was sehr wichtig war, er hatte Mary, seiner Frau, die Funktion genau erklärt.

Es hatte Tage gedauert, bis Mary endlich mit der Waffe umgehen konnte. Und das hatte sie auch nie verlernt.

Als Mary Brown das Gewehr in die Hände nahm, lag ein harter Zug um ihre Mundwinkel. Sie überzeugte sich, daß die Waffe geladen war.

Mary Brown löschte die Lichter im Wohnzimmer und ging in den kleinen Flur. Ihr dunkelblauer Tuchmantel hing an der Garderobe. Mary Brown streifte ihn über und verbarg das Gewehr, so gut es ging, unter dem Mantel.

Dann verließ sie das Haus.

Auf der Straße war es fast totenstill. Nur einmal miaute eine Katze.

Mit zügigen Schritten durchquerte Mary Brown den Ort und wandte sich dem Weg zu, der zum Schloß führte. Sie war diesen Weg noch nie gegangen, doch zum Glück schickte der Mond sein fahles Licht auf die Erde, und Mary Brown brauchte keine Angst zu haben, irgendwo gegenzulaufen.

Der Weg wurde immer steiler. Die Frau kam ins Schwitzen. Sie hatte das Gewehr nicht mehr unter dem Mantel verborgen, sondern hielt es mit beiden Händen fest.

Ab und zu blieb sie stehen und lauschte.

Nichts war zu hören, nur das Raunen des Windes.

Mary Brown ging weiter. Unermüdlich.

Schon konnte sie die Umrisse des Schlosses im geisterhaften Mondlicht erkennen, als plötzlich zwei Gestalten über den Schloßhof rannten. Das Licht reichte gerade aus, um sehen zu können, daß es eine Frau und ein Mann waren. Der Mann schien die Frau zu verfolgen.

Mary beschleunigte jetzt ihre Schritte, wollte den beiden entgegenlaufen, doch da waren sie schon zwischen den Felsen verschwunden.

Mary Brown witterte Gefahr.

Jetzt huschte sie auch zwischen die Felsen. Sie bewegte sich geschickt voran, hielt das Gewehr immer schußbereit in den Händen.

Plötzlich hörte sie den Schrei.

Das Mädchen! Es war in Gefahr!

Die Frau lief jetzt noch schneller, achtete nicht darauf, daß sie sich ein paarmal schmerzhaft das Schienbein stieß. Nur weiter.

Dann sah sie die Gestalt des Mannes zwischen den Felsen auftauchen. Er schleifte irgend etwas hinter sich her.

Das konnte nur das Mädchen sein.

Der Mann zog das Girl auf den höchsten Felsen. Der Wind blähte seinen Umhang auf und gab ihm das Aussehen einer Fledermaus.

Mary Brown blieb stehen. Fast unbewußt hob sie das Gewehr an die

Schulter. Genau konnte sie das Gesicht des Mannes nicht erkennen, doch dort auf dem Felsen konnte nur Dr. Satanos stehen.

Mary Brown sah, wie Satanos das Girl hochzog. Wie eine Puppe hing es in seinem Griff.

Mary Brown hatte den Lauf des Gewehres auf einen Felsvorsprung gelegt. Ihr Finger krampfte sich um den Abzug.

Mary Brown hatte noch nie einen Menschen getötet. Doch in diesem Augenblick dachte sie an ihren Mann, an Jeff und an das unschuldige Girl dort oben.

Satanos stimmte ein teuflisches Gelächter an.

Mary Brown lief eine Gänsehaut über den Rücken. Trotzdem ließ sie sich nicht ablenken. Sie zielte genau. Sie wußte, es kam auf den einzigen, alles entscheidenden Schuß ab.

Dr. Satanos hob die Hand.

Im gleichen Augenblick peitschte der Schuß.

Das Stahlmantelgeschoß verließ mit ungeheurer Geschwindigkeit den Lauf, bohrte sich in die Brust des irren Wissenschaftlers.

Satanos wurde zurückgeworfen wie ein Blatt Papier. Mit beiden Händen griff er sich an die Brust, dort, wo ihn die Kugel getroffen hatte.

Satanos wankte. Er merkte nicht, daß er dem Klippenrand immer näher kam. Noch drei Schritte, noch zwei, noch einer…

»Aahh!« Ein gellender Schrei durchschnitt die Stille der Nacht. Satanos flog wie ein Spielball durch die Luft, prallte gegen einen vorspringenden Felsen, und dann zerschmetterte sein Körper unten zwischen den Klippen.

Mary Brown ließ das Gewehr sinken. Sie fühlte sich auf einmal hundemüde.

***

John Sinclair kam Mary Brown auf dem Weg zum Schloß entgegengehumpelt. Die Frau hielt noch immer das Gewehr umklammert.

»Wo ist Jeff?« fragte sie John als erstes.

Der Inspektor legte der Frau die Hand auf die Schulter. »In Sicherheit, Mrs. Brown. Er hat einen Schulterschuß. Sonst ist ihm nichts passiert.«

»Ein Glück.« Mary Brown atmete befreit auf. Plötzlich mußte sie sich gegen einen Felsen lehnen.

Sie konnte einfach nicht mehr. »Und mein Mann? Ist er – ist er…?«

John nickte. »Ja, Mrs. Brown. Er ist tot.«

»Tot«, flüsterte die Frau. »Ich habe es gewußt. Ich konnte nur nicht daran glauben, wissen Sie. Ich konnte…«

Plötzlich brach sie zusammen. Ihre Nervenkraft war am Ende. John

konnte die Frau noch gerade auffangen.
John Sinclair warf noch einen Blick auf das Schloß, ehe er ins Dorf humpelte und um Hilfe telefonierte.

***

John Sinclair blieb noch zwei Tage in Blyton. Die Experten seiner Abteilung hatten genug damit zu tun, im Schloß die Spuren zu sichern und auszuwerten.
June Hillary ging es wieder gut. Sie hatte den Schock überwunden. Auch Jeff Browns Verletzung war nicht so schlimm, wie es ausgesehen hatte. Er lag zu Hause im Bett und ließ sich von June pflegen. John hatte das Gefühl, daß sich etwas anbahnte.
Auch Cora Wilkens' Leiche wurde gefunden. Ihren Mörder konnte man nicht mehr zur Rechenschaft ziehen.
Die Menschen im Dorf wußten nicht, was sich genau abgespielt hatte. Gerüchte schwirrten herum, doch keiner der Beteiligten sagte etwas Genaues. Diese schrecklichen Ereignisse sollten nicht ausgewalzt werden.
John fuhr am Abend des zweiten Tages ab. Diesmal fiel ihm der Abschied nicht so leicht wie sonst.
Zu sehr hatte die gemeinsam überstandene Gefahr die Menschen zusammengeschweißt.
Doch John Sinclair schüttelte mit Gewalt die trüben Gedanken ab. Er mußte zurück nach London.
Neue Aufgaben warteten auf ihn. Denn für einen Mann wie ihn gab es keine Pause.

ENDE